Jean Jacques Rousseau.

Zwei Episoden
aus seinem Leben.

Von

Levin Schücking.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1869.

* * *

Jean Jacques Rousseau! Welch ein Name! Welche Welt von Gedanken entsteht in uns, wenn wir ihn nennen hören; welches Bild von der Macht und dem Einfluß eines einzigen Geistes auf das Menschengeschlecht; welche Gefühle werden in uns wach, der Sympathie mit der wundersamen Stärke seiner Empfindungen, des Mitleids mit seinen Schicksalen, des Unwillens über seine unbegreiflichen Schwächen, der Bewunderung endlich jener beispiellosen Aufrichtigkeit, womit uns diese Schicksale geschildert, diese Schwächen eingestanden werden!

Nie war ein Charakter mehr aus sonst unverträglichen Elementen gemischt, nie standen in einem Menschen die Kraft und die Schwäche dichter neben einander.

der Eigenschaften, welche sich scheinbar völlig ausschließen müssen, lag eine Fülle in ihm friedlich neben einander. Er war schüchtern, blöde, linkisch, verlegen und konnte die Verwogenheit selbst sein; er war leichtgläubig, lenkbar, hingebend, der Urtypus eines Idealisten, und dennoch war er ebenso fähig zu raschen und entscheidenden Entschlüssen und zu energischem Handeln, wenn der Moment es von ihm verlangte.

Das trat am meisten hervor damals, als er mit einem Amt bekleidet war, welches ihm täglich praktische Lebensaufgaben zuführte — in seiner kurzen Glanzzeit in Venedig, die ach sobald mit einer grausamen Katastrophe endete; es war nicht das Schicksal des armen Jean Jacques, sich lange in Ruhe und Sorglosigkeit zu schaukeln.

Es war das in jener Zeit von 1747, als noch alle venetianische Herrlichkeit üppigsten Lebensgenusses in voller Blüte stand. Die Signora Albrizzi, die venetianische Staël, die berühmte geistreiche Frau, welche so lange das Haus Tartochi-Albrizzi zu einem Versammlungsort ausgezeichneter Menschen machte und einen Theil ihrer Erlebnisse in ihrem Buche „Ritratti“ niedergelegt hat, wußte sich mehrerer Gestalten aus jener Epoche noch sehr wohl zu erinnern. Wenn sie, die im Jahre 1836 im Alter von vollen achtzig starb,

ihr altes Venedig mit seinen lustigen Intriguen, seiner bewegten, ebenso bunten als glänzenden Gesellschaft, seinen Musik- und seinen Zauberfesten schilderte, die ganze jetzt wie im Canal grande versunkene Herrlichkeit, dann unterließ sie auch nicht, die Namen Corallina und Jean Jacques Rousseau zu nennen; und weil sie beide Namen, von denen der eine in so völlige Dunkelheit versunken, der andere so hellstrahlend geblieben, stets zusammen und in einem Athem nannte, so blieben in dem Kreise, der sie umringte, die Fragen dann auch nicht aus, wer die Corallina sei und was Rousseau mit ihr zu schaffen habe.

„Wer die Corallina war?“ antwortete die alte Dame alsdann. „Und das wissen diese Herren, die doch sicherlich sämmtlich Casanova's Denkwürdigkeiten kennen und darin die Corallina erwähnt gefunden haben müssen, nicht? Die Corallina war eine bewundernswürdige Sängerin, die unser abenteuerlicher Landsmann — so hat man mir erzählt, denn ich selbst, das brauche ich nicht zu versichern, habe ihn nicht gelesen; ich habe mich gehütet, die Hände nach dem garstigen Buche, das man so amüsant nennt, auszustrecken — die unser Landsmann in Paris antraf. Und daß er sie in Paris antraf, daran war Niemand anders als Rousseau schuld. Schlagen Sie das siebente Buch seiner „Be-

kenntnisse“ auf — wo ist das Buch? Holen Sie es mir.“

Die „Bekenntnisse“ Rousseau's wurden ihr gebracht, die Signora blätterte darin und endlich zeigte sie einem der Herren eine Stelle, der dieselbe vorlas:

„Quelquefois je m'aventurais à des démarches hasardeuses dont plusieurs m'ont réussi. Je m'en rappelle une, dont le souvenir me fait encore rire. On ne se douterait guère que. C'est à moi que les amateurs du spectacle à Paris ont dû Coralline et sa soeur Camille; rien cependant n'est plus vrai!“

„Nichts in der That ist wahrer!“ fiel die alte Dame ein. „Dieser kleine Jean Jacques mit den weichen Wangen und den anmuthigen Zügen, welche fast die eines jungen Mädchens waren, fädelte den Streich ein, der die Enthusiasten Venedigs um die Corallina brachte. O, er war ein verschmitzter Intriguant —“

„Rousseau ein Intriguant?“ rief der Herr, welcher eben gelesen hatte, aus.

„So ist es“, versetzte die Signora mit lächelndem Kopfnicken. „Rousseau war Alles: ein menschenscheuer Einsiedler und ein Diplomat, ein Philosoph und ein verliebter Narr, ein Egoist und ein schwärmerischer Vorkämpfer für Recht und Humanität, wo er irgend ein Unrecht, eine Gewaltthat, eine Handlung der Ty-

rannei erblickte. Wollen Sie für sein Talent zur Diplomatie und zur Intrigue einen Beweis? Ich kann Ihnen ihrer zwei geben, zwei Episoden aus dem Leben Jean Jacques', zwei Geschichten. Wollen Sie sie anhören?"

Alles war begierig, die Geschichten aus dem Leben Rousseau's zu hören, und Signora Albrizzi erzählte ihrem lautlos horchenden Kreise dann die zwei Episoden, die auf den folgenden Blättern wiedergegeben sind.

I.

1732.

Erstes Kapitel.

Ein junger Mensch von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren schlenderte lässig über den wüsten häßlichen Platz, welcher damals — es war im Jahre 1732 — das Louvre und die an dasselbe anstoßenden Häuserinseln von den Tuilerien trennte. Er war schlank gewachsen, mittler Größe, in seiner Haltung ein wenig vorgebeugt, und sein mehr runder als ovaler Kopf zeigte feine, weiche, Güte und Geist verrathende Züge, die ihn auffallend hübsch machten, obwohl diese Züge nicht gerade regelmäßig waren. Die Nase war ein wenig zu stark gebogen, der schön gezeichnete Mund ein wenig sinnlich geschwellt; das dunkle, schwärmerisch blickende Auge wurde oft von den Lidern halb bedeckt, wenn es einen Gegenstand fixiren wollte, ein Beweis, daß der junge Mann kurzsichtig war.

In seinem Gange war er lässig wie ein Poet. Auch strauchelte sein Fuß mehr als einmal über die kleinen Hügel oder in den Vertiefungen des unebenen, pflasterlosen Terrains.

Er war gut, aber sehr einfach gekleidet, in einen sorgsam gebürsteten Anzug von violettem Tuch; da ihm sowohl der Degen als die Manschetten fehlten, mußte man ihn für etwas weniger als einen Künstler oder Studenten und etwas mehr als einen Handwerker halten.

Offenbar aber war der junge Mann kein Pariser. Man sah ihm schon von weitem den Menschen aus der Provinz an, der zum ersten Male nach Paris kommt und Paris ein wenig unter seiner Erwartung findet. Seine Blicke flogen nach allen Seiten umher, ohne daß der Ausdruck von Mißvergnügen sich verminderte, der auf seinen Zügen ruhte. Das Schauspiel unmittelbar vor ihm war allerdings nicht sehr anziehend. Jenseits des wüsten Platzes, zu seiner Rechten, sprang eine alte verfallene Mauer vor, die einen Bau- oder Holzhof abzuschließen schien. Ein wenig weiter zurück erhoben sich ein paar kleine pavillonartige Bauwerke, die unter sich durch eine lange offene hölzerne Gallerie verbunden waren, unter welcher sich einzeln oder in Gruppen Soldaten umhertrieben; und in der Mitte dieser Gallerie standen zwei winzige Wachthäuser mit einer Einfahrt zwischen sich.

Das Alles sah häßlich, kleinlich und schmuzig aus, und unser junger Mann kannte eine schönere Stadt als dieses Paris.

Er schlenderte durch das Einfahrtsthor, an dem Schildwachen von einem Schweizerregiment standen. Nachdem er mit einer besondern Aufmerksamkeit ihre Uniform und ihre Ausrüstung gemustert zu haben schien, wandte er sich mit einer Frage an einen der schildernden Söhne Helvetiens.

„Können Sie mir sagen, Landsmann, wo ich den Obersten Godard vom dritten Schweizerregiment finde?"

Der Soldat mußte nach dem Accent, womit der junge Mensch sprach, den Landsmann anerkennen, denn er antwortete sehr bereitwillig: „Der Oberst Godard vom dritten wohnt Rue des Saints Pères im Rebstock. Könnt ihn vielleicht auch drüben im Garten finden; er ist vorhin hier durch hineingegangen. Wenn Ihr ihn kennt, heißt das!"

„Nein, ich kenne ihn nicht."

„Reisläufer?" fragte die Schildwache, den jungen Mann musternd.

Die Frage schien etwas zu haben, was diesen unangenehm berührte. Seine ausdrucksvollen Züge, über die ein Schatten flog, verriethen es.

„Nein", sagte er, sich ein wenig in die Brust wer-

fend, „ich bin kein Reisläufer, wenn ich auch in den Dienst treten will — als Offizier!“

Der Mann unter dem Gewehr warf einen zweifelnden Blick auf die Gestalt, die so wenig vom Cavalier in ihrer äußern Erscheinung zeigte.

„Nun, gratulire!“ sagte er dann mit einem Tone, durch welchen etwas wie Spott klang, und wandte sich ab, um sein Geschäft, eine große und schwere Muskete spazieren zu tragen, fortzusetzen.

Der junge Mann aber schritt weiter; er befand sich jetzt im Hofe der Tuilerien und konnte sich nicht verhehlen, daß dieses französische Königsschloß, welches dichter und dichter vor ihm aufstieg, imposant und groß sei.! Aber der Anblick fesselte ihn nicht; er hemmte seine Schritte seinetwegen nicht und wandelte weiter durch den mittlern Durchgang, das Vestibule, bis er jenseits den Garten der Tuilerien vor sich hatte.

Der Garten war damals noch ganz so, wie ihn Le Nôtre vor etwa einem halben Jahrhundert angelegt: große, unermeßlich breite Kiespfade, große Bassins mit Springbrunnen und Sandsteingruppen, große Parterres mit Schnörkelfiguren und wenig, verzweifelt wenig Schatten.

Dennoch lag etwas Grandioses in dieser mächtigen

und über einen fast unbegrenzten Raum sich ausdehnenden Entwicklung eines falschen und verbildeten Geschmacks; auch imponirte das ihm neue Schauspiel, welches seine Augen überflogen, unserem jungen Fremdling in hohem Grade; er gab sich bald dem Schauen, dem Umherirren zwischen den Parterres, dem Betrachten der aufspringenden Wasserstrahlen, der Sandsteingruppen und nackten Göttinnen hin, daß er augenscheinlich darüber vollständig vergaß, sich nach dem Obersten Godard, den er suchte, umzusehen.

Ihn in dem Garten zu finden, wäre ja auch nicht möglich gewesen. Dazu war dieser viel zu groß, viel zu sehr von Menschen belebt, welche ihren Morgenspaziergang in demselben machten oder auch nur von ihren Geschäften hindurchgeführt wurden.

Zu jenen erstern offenbar gehörte ein alter, sehr alter Mann, der unter der Last der Jahre allerdings gebückt, aber sonst noch ziemlich federkräftigen Schrittes daher wandelte; seiner schlichten schwarzen Tracht nach ein einfacher Geistlicher; aber unserem jungen Fremdlinge fiel, als er an ihm vorüberschritt, der Mann auf wegen des feinen, vornehmen Gesichts und seiner zuweilen, wenn er den Kopf hob, stolz auffliegenden und die Menschen überschauenden Blicke. Er überholte den jungen Mann, indem er unbeachtet durch die Menge

der Vorübergehenden wandelte; plötzlich aber blieb eine Gruppe von vornehmen jungen Herren, die plaudernd und lachend herankam, wie überrascht beim Anblick des alten Mannes stehen, wich auseinander, um ihm Platz zu machen, und indem sie die dreieckigen galonirten Hütlein von den gepuderten Köpfen rissen, machte jeder eine jener Verbeugungen, worin die Menschen des vorigen Jahrhunderts so beredt die Grenzenlosigkeit ihrer Unterwürfigkeit unter Alles auszusprechen wußten, was ein wenig mächtiger und vornehmer war als sie.

Hierdurch aufmerksam gemacht, blieben die zunächst Herankommenden ebenfalls stehen und rissen ihre Hüte ab; Viele blickten dem alten Männlein noch eine Weile nach und machten, wenn sie zu zweien waren, Bemerkungen über ihn.

Wer war das schlichte geistliche Herrchen? Unsern jungen Mann interessirte das und er folgte ihm, da es ihm völlig einerlei war, welchen Weg er durch den Garten einschlug, den er sich besehen wollte.

Der Alte aber schien nicht gekommen, sich so anstarren und begrüßen zu lassen, wie es jetzt von Zeit zu Zeit stattfand. Er wandte sich rechts ab, weniger belebten Theilen des Gartens zu. Je weniger der Begegnenden wurden, desto langsamer schritt er, desto

freier blickte er um sich; er blieb jetzt von Zeit zu Zeit stehen, um eine Tabatière hervorzuziehen, um auf ein Blumenparterre zu schauen, und schritt dann weiter ganz mit dem Wesen eines Mannes, der sich Sorgen und Geschäften entzogen hat, um einer vielleicht kurz zugemessenen Muße in heiterer, warmer Luft froh zu werden.

Dann suchte er den Schatten auf, den eine weite Baumpartie gewährte, ein wunderlich Stück Wald, wo die Bäume bis auf den Zoll gleich weit von einander abstanden, in Reih und Glied zu Alleen geordnet, aber doch Schatten gebend und im Bereiche dieser Alleen völlige Stille hütend. Diese Baumpartie lag da, wo jetzt die Rivolistraße ist. Der junge Mann verlor ihn dabei aus den Augen. Er hatte eine große Gruppe von Sandsteinfiguren, welche eine Nachbildung des Raubes der Sabinerinnen von Johann von Bologna darstellte, zu betrachten. Das schöne nackte Weib zu-oberst in dieser Gruppe mit ihrem ringenden Körper schien ihn trotz der ziemlich rohen Nachahmung in rohem Material zu fesseln. Als er sich davon losriß, war das alte Herrlein seinen Blicken entschwunden. Nichtsdestoweniger schritt auch er in die Alleen hinein. Er wanderte kreuz und quer darin umher; er sah dem Sprudeln einer Fontaine zu; er lehnte sich an

einen Baum und zeichnete mit der Fußspitze Figuren in den Kiessand. Er hatte offenbar den kleinen Geistlichen völlig vergessen.

Plötzlich vernahm er einen halb erschrockenen, halb zornigen Ausruf, dicht in seiner Nähe; er wandte sich und sah nicht zwanzig Schritte von sich entfernt den alten Mann stehen, in eine Querallee hinabblickend.

Der junge Mensch fuhr auf und trat an den Geistlichen heran.

„Kann man so brutal sein wie dieser Mann da!" rief der Geistliche in höchster Entrüstung aus. „Der lange ungeschlachte Mensch dort hat eben dem jungen Mädchen vor ihm eine Maulschelle gegeben!"

In der sonst menschenleeren Querallee, in welche der Geistliche hinabdeutete, nicht fünfzig Schritte weit, saß ein junges Mädchen auf der Bank, und vor ihm stand ein großer starker Mann, der eben heftig ein Papier in Stücke riß; nachdem er sodann noch einige laute Scheltworte ausgestoßen, die unverständlich blieben, noch einige zornige Geberden mit den Armen gemacht, ging er hastigen Schrittes davon.

„Er hat sie mißhandelt?" rief der junge Mensch aus.

„Aufs allergemeinste!" antwortete der alte Geistliche, ganz roth vor Aufregung. „Der Elende! Gehen Sie,

zu sehen, was die Sache bedeutet; ich hätte Lust, ihm den Polizeilieutenant auf den Hals zu schicken."

Die letzten Worte wurden zwischen den Lippen gemurmelt, sodaß sie dem jungen Menschen entgingen; bei diesem wirkte aber der erhaltene Befehl so sehr im Einklang mit der bei ihm selbst entstandenen Theilnahme, daß er sofort ging, das junge Mädchen anzureden.

Sie mochte etwa fünfzig Schritte weit entfernt sein; sie war auf ihrer Bank geblieben, den Ellbogen auf ihr Knie, das Kinn auf den Arm stützend; als der junge Mann näher kam, sah er, daß sie heftig weinte. Sie war groß und schlank gewachsen und hatte ein auffallend hübsches Gesicht, das jetzt sehr geröthet war, wohl unter dem Einflusse der eben stattgefundenen Scene.

Als der junge Mann auf sie zutrat, bemerkte er mit einem Blicke, den er auf den Herrn, welcher ihn gesendet, zurückwarf, daß der alte Mann ruhig davonging. Die erste Wallung des Zorns mochte sich in ihm gelegt, er mochte sich seitdem gesagt haben, daß es besser sei, sich in fremde Angelegenheiten nicht zu mischen.

Für den jungen Mann aber war es zu spät, dieser Regel der Lebensklugheit zu folgen, denn er stand

schon vor dem jungen Mädchen, das bei seinem Nahen aufgeschreckt war und ihn überrascht anblickte.

Er mußte reden, um seine Annäherung zu erklären, aber er fühlte zugleich auch eine unbezwingliche Blödigkeit, sie anzureden. War es nicht furchtbar aufdringlich, wenn ein Fremder sie in diesem Augenblicke mit seiner Theilnahme belästigte, oder furchtbar taktlos und plump, wenn er ihr zeigte, daß er Zeuge der eben stattgefundenen Scene gewesen?

Der junge Mann war dunkelroth geworden; es kam über ihn ein Gefühl von Beschämung und zugleich, als er dem bitterlich weinenden Mädchen ins Auge blickte, ein so grenzenloses Mitleid mit ihr, daß er nur einige Worte stammelte, welche sie offenbar nicht verstand, und daß er dann selbst in Thränen ausbrach.

Erschrocken über die Annäherung und betroffen durch dieses seltsame Benehmen, rief sie aus:

„Was wollen Sie? Was ist Ihnen widerfahren, mein Herr?“

Er setzte sich ohne weiteres neben sie auf die Bank, trocknete mit dem Tuche die Augen und sagte dann: „Zürnen Sie mir nicht; ich fühle, daß ich Unrecht thue, mich Ihnen aufzudrängen, aber ich habe nun einmal eine Natur, die mich zu jeder Thorheit hinreißt, wenn ich sehe, daß ein Mensch dem andern ein Unrecht zu-

fügt, daß der Starke seine Gewalt mißbraucht; eine Scene wie die, welche vorhin zwischen dem Manne, der von Ihnen ging, und Ihnen stattfand, bringt mich außer mir. Es wird Ihnen nichts helfen können, daß ich es Ihnen sage, und doch muß ich es Ihnen sagen, daß sich jeder Nerv, jede Fiber in mir empört hat, und daß ich mein Blut dafür gäbe, Sie rächen, Ihnen helfen zu können!"

Das junge Mädchen hatte ihre Thränen getrocknet und sah ihn mit großen Augen an, während er über und über roth und aufs heftigste bewegt so sprach.

„Sie sind ein seltsamer Mensch!" sagte sie dann. „Sie können mir freilich nicht helfen, aber da Sie so viel Theilnahme für mich empfinden, ist es mir lieber, daß Sie dieselbe mir aussprechen, als so vorübergehen und im Stillen Glossen über etwas machen, das von einem Menschenauge erblickt zu wissen ich mich um meines Onkels willen sehr schäme!"

„Er war Ihr Onkel, jener ungeschlachte rohe Mensch — Sie haben keine Aeltern mehr, und er mißbraucht seine Gewalt über Sie, um Sie zu mißhandeln —"

„Sie mögen Recht haben; er mißbraucht seine Gewalt über meinen armen Bruder und mich, die wir seine Mündel sind, ein wenig; und die nächste Folge ist, daß wir ihn zu hintergehen suchen, und wenn es uns

mißglückt, ihn zu hintergehen, und er entdeckt es, so reißt ihn der Zorn hin! Es mag auch unrecht von mir sein, aber —"

„O klagen Sie sich nicht selbst an!" rief der junge Mann aus. „Der Zwang weckt immer die List und oft berechtigt er sie!"

„Freilich", fuhr sie fort, „und ich kann ja auch nicht anders! Ich werde von meinem Verlobten nicht lassen; und da mein Onkel nicht will, daß wir uns sehen sollen, habe ich Marcel durch einige Zeilen hierher beschieden, und diese unglücklichen Zeilen, welche ich in des Onkels Dienstpapiere steckte, damit Marcel, der diese aufzubewahren hat, sie finde — diese Zeilen hat mein Onkel gefunden und ist statt Marcel's hierher gekommen — und die unseligen Zeilen liegen da!"

Sie deutete auf die zerrissenen Papierstücke, welche vor der Bank auf dem Sande lagen. Der Fremde hob eins davon auf; er sah, daß es mit einer auffallend schönen und klaren Schrift beschrieben war, die mehr die Hand eines Mannes als die einer Frau verrieth.

„Waren Sie aber darin nicht ein wenig unvorsichtig?" fragte der junge Mann.

„Ich glaube nicht es zu sein; die Papiere gehen an Marcel, der sie unmittelbar von meinem Oheim bekommt; ich konnte nicht vermuthen, daß dieser sie sich

noch einmal zurückgeben lassen werde, bevor Marcel mein Billet gefunden! Aber reden wir nicht mehr davon; es ist an allem dem nichts zu ändern; am wenigsten kann ein Fremder daran ändern. Ich danke Ihnen für Ihre herzliche Theilnahme; wer sind Sie?"

„Wer ich bin? Es ist eine sehr unvollkommene Antwort auf diese Frage, wenn ich Ihnen blos meinen Namen nenne. Und doch kan ich Ihnen keine andere geben, weil ich sonst zu viel zu sagen hätte. Ich heiße Jean Jacques Rousseau."

„Und was sind Sie denn, Herr Rousseau? Nach Ihrem Accent sind sie nicht aus Paris, sondern aus der Schweiz?"

„Sie haben Recht. Ich bin aus Genf. Ich war zuletzt Musiklehrer in Neufchatel."

„Musiklehrer? Und als solcher sind Sie nach Paris gekommen?"

„O nein, nicht als solcher! Mit einer ganz andern Absicht. Ich will in das Heer des Königs eintreten. In der Nachbarschaft von Neufchatel lernte ich bei einem Ausfluge ganz zufällig einen griechischen Archimandriten kennen, der Europa bereist, um Gaben für das heilige Grab in Jerusalem zu sammeln. Er nahm mich, da ich ihm gefiel, als Secretär zu sich. In seinem Gefolge wurde ich dem französischen Gesandten in

der Schweiz, dem Marquis von Bonac zu Solothurn bekannt. Ich hatte das Glück, ihm und der Frau von Bonac zu gefallen; ich sei zu gut für ein solch umherwanderndes Leben im Gefolge eines griechischen Priesters; ich müßte eine bestimmte Laufbahn einschlagen; wenn ich Lust habe, Soldat zu werden, wolle man mich in eine solche Laufbahn bringen. Ich nahm das Anerbieten mit Freuden an, schon deshalb, weil es mich nach Paris führte, das ich so sehr zu sehen verlangte, obschon ich es jetzt so häßlich und schmuzig im Vergleich mit dem schönen Turin finde, wo ich früher war. Der Marquis gab mir darauf Reisegeld, sein Gesandtschaftssecretär aber einen Brief, auf den hin man mich als Offizier in die Armee des Königs aufnehmen wird."

„So, so! Und werden Sie gern Soldat?"

„Wie sollte ich nicht!" antwortete Jean Jacques Rousseau, indem sein weiches schwärmerisches Auge einen feurigen Glanz annahm. „Ich werde es mit ganzer Seele sein, und wenn man mit ganzer Seele bei etwas ist, so hat man darin auch Glück. Man kann als Offizier am raschesten steigen. Und ich werde steigen, ich werde die Gelegenheiten, mich auszuzeichnen, nicht vorüberlassen; ich werde bald an der Spitze eines Corps sein. Zwar bin ich kurzsichtig, aber auch

der Marschall von Schomberg war kurzsichtig — und glauben Sie nicht", wandte er sich mit einem gewissen eitlen Lächeln an das junge Mädchen, „daß mir die Cadettenuniform mit dem weißen Federbusch ganz gut stehen wird?"

„O gewiß!" gab sie gezwungen lächelnd zur Antwort. „Ich wäre auch gern ein Soldat, wenn ich ein Mann wäre; aber ich rathe Ihnen doch, Ihre Hoffnungen nicht gar zu hoch fliegen zu lassen; wenn man arm ist, steigt man nicht so rasch, wie Sie glauben; der arme Marcel, der auch Offizier ist, wird das inne; man muß Geld haben, um die höhern Stellen erkaufen zu können. Aber ich darf in der That nicht länger die Zeit verplaudern, der Onkel macht mir sonst noch eine Scene, wenn ich nicht zur rechten Stunde für sein Diner sorge. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Sie sind gewiß ein recht guter Mensch, Herr Rousseau; ich wollte, ich könnte Ihre Theilnahme vergelten, aber worin könnten wir armen jungen Leute uns beistehen!"

Mit einem tiefen Seufzer und mit Augen, die aufs neue feucht wurden, als ob plötzlich das ganze Bewußtsein ihrer drückenden Lage zu ihr zurückkehre, gab sie ihm flüchtig die Hand, wandte sich und eilte davon.

Rousseau blickte ihr eine Weile mit seinen dunklen Augen, welche jetzt wieder den gewöhnlichen Ausdruck schwärmerischer Schwermuth angenommen hatten, nach; dann erhob er sich und schritt in der Baumallee auf und ab, nach dem alten Geistlichen spähend. Der alte Mann war verschwunden; die augenblickliche Regung von Theilnahme hatte bei ihm, wie es schien, nicht lange vorgehalten und er hatte in diesem Augenblicke vielleicht die ganze Sache bereits vergessen. Rousseau, dessen Verlangen, zu erfahren, wer er sei, natürlich jetzt noch mehr geweckt war, gab ungern die Hoffnung auf, ihn wiederzufinden. Aber er mußte daran denken, den Weg zum Obersten Godard einzuschlagen, denn die Stunden des Vormittags waren beinahe dahin.

Er verließ also den Tuileriengarten und wanderte über den Pont royal in den Faubourg von St.-Germain hinein, wo er auf seine Fragen bald erfuhr, wie man die Rue des Saints Pères und wie man den Rebstock finde, das Zeichen des Hauses, in welchem der Oberst des dritten Schweizerregiments im Dienste König Ludwig's des „Gottergegebenen" wohnen sollte. Oberst Godard wohnte in der That in dem düstern hochgiebeligen Hause, im dritten Stock desselben, über sehr schmuzigen Treppen. Ein Soldat, halb in Uniform, halb in einer leinenen Hausjacke, öffnete dem

jungen Manne auf sein Klingeln die Thür und führte ihn in das Zimmer des Obersten, ein Gemach, das sehr wenig von Eleganz und desto mehr Unordnung zeigte. Uniformstücke, Waffen verschiedener Art, Schreibereien lagen und standen umher; die Möbel von verschiedenster Form und Holzart schienen auf dem Trödelmarkt zusammengekauft. In der Mitte des Zimmers stand der Oberst, eine große, breitschultrige Gestalt mit einem großen Kopf und der richtigen derben Schweizerphysiognomie, beschäftigt, an einem zerbrochenen Stuhl ein Bein festzunageln. Er hatte dabei die Uniform abglegt und stand in Hemdärmeln.

Dieses Alles machte Rousseau ein wenig das Herz schlagen; er hatte sich die Existenz eines französischen Obersten idealer gedacht und in dem Manne selber eine einnehmendere, ritterlichere und vor allem vertrauenerweckendere Gestalt, denn viel Ritterliches und Vertrauenerweckendes war nicht an dem Obersten Godard.

„Was wollt Ihr?“ fragte dieser sehr barsch, seinen Stuhl in die Ecke stellend, den jungen Mann.

„Ich bin von dem Herrn von Merveilleux, Gesandtschaftssecretär zu Solothurn, geschickt, um Ihnen dieses Schreiben zu überreichen“, antwortete Rousseau, eingeschüchtert von dem Wesen des Mannes.

Der Oberst nahm und las den ihm überreichten Brief. Dann strich er mit der Hand über sein Gesicht, warf den Brief auf einen Tisch und musterte die Gestalt des Fremdlings mit scharfen Blicken.

„Sie hätten etwas gelernt, schreibt Herr von Merveilleux", sagte er. „Was verstehen Sie? Fremde Sprachen?"

„Italienisch — ich lernte es in Turin."

„Gut, und dann?"

„Geschichte ein wenig Latein, Zeichnen —"

„Zeichnen?"

„Ich habe es mit Vorliebe getrieben."

„Auch das ist gut! Und Sie haben Talent zum Lehren, Sie waren Musiklehrer, bevor Sie Schreiber bei einem wandernden Archimandriten wurden?"

„Ja! Ich glaube, daß ich Befähigung zum Lehren habe!"

„So werde ich Sie brauchen können. Herr von Merveilleux hat Ihnen gesagt, daß ich ein Subject brauche, welches meinem Neffen, der mit sechzehn Jahren in den Dienst tritt, als Mentor dient und das sich zu dem Ende mit ihm in den Dienst begibt."

Er hat es mir gesagt und —"

„Gut denn. Begeben Sie sich zuerst in die Kaserne am Quai d' Orsay. Erfragen Sie den Re=

gimentsadjutanten und bringen Sie ihm dieses Billet."

Der Oberst setzte sich nieder und schrieb einige hastige Zeilen, die er versiegelte. „So. Uebergeben Sie das dem Adjutanten. Morgen, Schlag zehn Uhr, kommen Sie wieder zu mir. Ich will Sie dann meinem Neffen vorstellen. Sie werden von allem Dienst dispensirt bleiben, um sich ganz ihm widmen zu können. Adieu."

Das Alles sprach der Oberst in so barschem, gebieterischem Tone, daß der eingeschüchterte junge Mann die Fragen nach den weitern Bedingungen und nach seiner weitern Laufbahn, welche auf seiner Zunge lagen, gar nicht zu äußern wagte. Er wandte sich zum Gehen und der Oberst holte seinen zerbrochenen Stuhl wieder aus der Ecke hervor.

Die Kaserne auf dem genannten Quai war bald erreicht. Von den Soldaten, die unter dem Thorwege lungerten, übernahm es einer, den Ankömmling ein paar Treppen hinauf und einen langen, dunklen, äußerst schmuzigen Corridor hinab in das Zimmer des Adjutanten des Regiments zu führen, das ganz im Gegensatz zu dem des Obersten sehr sonnig, sehr hell und sehr rein gehalten war und in seiner einfachen Einrichtung die höchste Ordnung zeigte. Der Adjutant, ein schlan=

ker, blonder, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren vielleicht, lag auf einer mit Rohrgeflecht überzogenen Bank, ein Buch in der Hand. Er erhob sich, und nachdem er das Billet gelesen, sagte er, Rousseau freundlich ansehend: „Ich soll Sie für unser Regiment einkleiden und in die erste Compagnie einstellen. Vorher müßte ich eigentlich den Feldscher kommen lassen, um Sie zu untersuchen. Der Oberst sagt aber nichts davon; hat er sich überzeugt, daß Sie gesund und diensttüchtig sind?"

„Nein. Aber ich bin gesund; und vom Dienst soll ich, da ich dem Neffen des Herrn Obersten beigegeben werden soll, ganz befreit bleiben. Mir ist das nicht lieb, ich möchte gerade im Dienst weiter kommen."

Der Adjutant zuckte die Achseln.

„Dafür wird der Oberst später vielleicht sorgen, wenn sein Neffe Ihrer nicht mehr bedarf. Haben Sie jetzt die Güte, mir zu folgen."

Rousseau folgte dem Adjutanten, der ihn über den Corridor zurück- und dann nochmals eine Treppe hinaufbrachte. Oben öffnete er eine Thür, welche in einen weiten, speicherartigen Raum führte, der ganz mit Kleidungsstücken und Ausrüstungsgegenständen angefüllt war; es waren mehrere Soldaten darin mit dem Ordnen dieser Gegenstände beschäftigt, und im Hinter-

grunde, auf einem großen, an ein Mansardenfenster gerückten Tische, saßen drei oder vier emsig arbeitende Compagnieschneider.

„Zeugwart von der ersten Compagnie!“ rief der Adjutant eintretend.

„Hier!“ antwortete eine Baßstimme, und ein kleiner dicker Mann wurde sichtbar, wie er hinter einer ganzen Reihe von Beinkleidern, die über ein ausgespanntes Seil geworfen waren, hervortauchte.

„Kleiden Sie diesen jungen Mann in die Uniform der ersten Compagnie — er tritt als Sergeant ein —“

„Als Unteroffizier?“ rief Rousseau überrascht aus. „Sie irren, Herr Adjutant — Herr von Merveilleux —“

„Wer ist Herr von Merveilleux?“

„Gesandtschaftssecretär der französischen —“

„O“, fiel lächelnd der Adjutant ein, „die Gesandtschaftssecretäre haben nichts zu sagen im Regiment.“

Die Zeugwarte und andere Leute, welche herbeigekommen, den neuen Kameraden zu mustern, lachten.

„Aber der Oberst Godard“, fuhr Rousseau mit wachsendem Erschrecken fort, „kann Ihnen unmöglich geschrieben haben, daß ich als etwas Anderes wie als Cadet, als Offizier eingekleidet werden soll.“

„Mein lieber Freund“, versetzte der Adjutant, „Sie

werden sehr bald lernen, daß man sich im dritten Schweizerregiment in Acht nimmt, etwas Anderes zu thun als genau das, was der Oberst befohlen hat."

„Dann ziehe ich vor, gar nicht einzutreten", rief Rousseau heftig und einen Schritt zurückweichend aus.

Der Adjutant zuckte abermals die Achseln.

„Das ist zu spät", sagte er; „wer angeworben ist für den Dienst des Königs, der ist und bleibt angeworben. Nur der Oberst, dem das Regiment gehört, kann Sie wieder entlassen. Es steht Ihnen frei, mit ihm darüber zu reden, fürs erste haben wir Sie einzukleiden. Wenn Sie fertig sind, Zeugwart", wandte sich der Adjutant an diesen, „bringen Sie mir ihn her, daß ich ihn den Fahneneid schwören lasse und ihn in die Musterrolle eintrage!"

Der Adjutant ging und die Zeugwärter bemächtigten sich des unglücklichen jungen Mannes.

Wohl nie hat Jemand mehr jede ungerechte Gewalt gehaßt und mehr jeden persönlichen Zwang, jede Beschränkung unbedingter Freiheit verabscheut als Jean Jacques Rousseau. War es doch gerade diese Seite seines Charakters, die ihn wiederholt aus den besten Stellungen getrieben und zu dem wechselreichen, heimatlosen, unstät bewegten Leben geführt, das hinter ihm lag. So glich denn in der That nichts der gren=

zenlosen Niedergeschlagenheit, der hellen Verzweiflung, mit welcher nach einer Viertelstunde, in seine enge, häßliche Uniform von grobem weißem Tuche eingeknöpft, einen plumpen kurzen Degen an der Seite, der junge Mann vor den Adjutanten trat, geführt wie ein Gefangener von dem Zeugwart der ersten Compagnie.

„Man macht mich zum Sklaven", rief er aus, „und Sie, Sie reichen die Hand zu dieser Infamie!"

„Still, still!" antwortete gutmüthig lächelnd der Adjutant; „lassen Sie das nicht so laut hören. Zeugwart, Sie können gehen; und Sie, junger Mann, Sie tragen jetzt den Rock des Königs, Sie müssen stolz darauf sein und müssen diesen Stolz doch mit der unbedingten Unterwürfigkeit gegen alle Vorgesetzten zu vereinigen wissen. Ich will Ihnen jetzt die Kriegsartikel vorlesen."

„Lesen Sie immerhin, mein Herr Adjutant, aber ich werde Ihren Kriegsartikeln nicht anders und nicht weiter gehorchen, als der unmittelbare Zwang geht. Ich bin freier Mensch, Bürger einer freien Republik; man hat mich in der niederträchtigsten Schlinge gefangen; der Marquis de Bonac und Herr von Merveilleux haben mir die bestimmteste Aussicht, haben mir ein Versprechen gegeben, das Ihr Oberst bricht, ohne mich nur anzuhören! Ihr Oberst ist ein Tyrann, ein Despot —"

Der Adjutant winkte beschwichtigend mit der Hand. „Beruhigen Sie sich, ich darf solche Ausbrüche nicht anhören; versuchen Sie beim Oberst, ob er sich bewegen läßt, Sie in kurzer Zeit zum Cadetten zu befördern; jetzt sind Sie Unteroffizier und müssen —"

„Was kann er dawider haben, mich sofort zum Cadetten zu machen?"

„Nicht viel", entgegnete der Adjutant. Es sind zwei Cadettenstellen vacant; in eine derselben tritt der Neffe des Oberst ein; und wenn Sie so viel Vermögen besitzen, sich die Offiziersequipirung anzuschaffen, dann —"

„Das habe ich nicht; der Marquis von Bonac gab mir hundert Franken zur Reise und davon ist kaum die Hälfte noch übrig."

„Dann denken Sie auch nicht daran", erwiderte der Adjutant, „daß der Oberst Sie als Cadetten einkleiden läßt, denn es würde dann ja Niemand anders als ihm Ihre Equipirung zur Last fallen! Sie wissen, was man uns Schweizern im Allgemeinen nachsagt — point d'argent, point de Suisse. Der Oberst besitzt — ganz unter uns — diesen Nationalfehler in höherem Grade als viele andere; und so können Sie sich erklären, weshalb er gedenkt, Sie als Mentor seines Neffen zu gebrauchen, während der König Sie als Soldaten kleidet, nährt und besoldet!"

Rousseau machte große Augen. Aber trotz seiner Ueberraschung über diese niederschlagende Erklärung entging ihm nicht, daß der Adjutant sie mit einem sarkastischen Ton gegeben, der verrieth, daß dieser Offizier selber nicht ohne einen innern Groll wider den Obersten war; und dies gab ihm eine Hoffnung. Er sah in dem Adjutanten etwas wie einen Verbündeten, dessen Wohlwollen er zunächst zu gewinnen beschloß.

„Also einer schmuzigen Finanzspeculation bin ich zum Opfer geworden", sagte er, „und bin völlig hülflos gefangen! Es ist entsetzlich und könnte an der Welt und den Menschen verzweifeln lassen! Ich bitte Sie, geben Sie einem grenzenlos unglücklichen jungen Menschen einen Rath! Was soll ich thun? Was würden Sie in meiner Lage thun? Ich kann nicht Unteroffizier sein, ich kann es nicht, meine ganze Natur sträubt sich dagegen."

Der Adjutant sah ihn mit einem Blicke aufrichtiger Theilnahme an und schien nachzudenken. Dann entgegnete er: „Es ist wahr, Ihrem ganzen Wesen und Ihrer Bildung nach passen Sie nicht in diesen Rock; wenn —"

Der Adjutant wurde in diesem Augenblick unterbrochen. Eine Ordonnanz trat ein; sie hatte einen Stoß Papiere, die sie auf den Tisch niederlegte.

„Die Rapporte von heute und das Parole-Befehlbuch; der Herr Oberst befehlen, daß der Bescheid auf die Eingabe vom zweiten Bataillon sogleich ausgefertigt werde.“

Der Adjutant warf sich, während die Ordonnanz abtrat, mit auffallendem Eifer auf die Papiere und blätterte sie, wie etwas suchend, rasch und genau durch, dann schob er sie wie enttäuscht von sich.

Rousseau fuhr ein Gedanke durch den Sinn. Er blickte den Adjutanten fragend an und dann rief er aus: „Sie suchen doch nicht etwa ein Billet an Marcel?“

Der Adjutant fuhr zusammen und sah erschrocken auf. Rousseau erwiderte seinen betroffenen Blick mit einem Lächeln und Kopfnicken.

„Ich sehe, so ist's!“ sagte er.

„Aber ums Himmels willen, Herr, was wissen Sie —“

„Ich weiß Alles, wie Sie sehen; ich kann Ihnen auch sagen, daß ein Billet an Sie geschrieben war, daß es Ihnen ein Stelldichein im Tuileriengarten gab und daß es vom Obersten gefunden und zerrissen ist — aber mein Gott“, fuhr er mit ganz verändertem Tone plötzlich fort — „so war es Oberst Godard, der seiner Nichte die Scene in den Tuilerien machte! Welch ein Mann ist es, in dessen Hände ich gefallen bin!“

Der Adjutant war außer sich über die Nachricht; er bestürmte Rousseau mit Fragen nach dem Vorgang, dessen Zeuge er geworden, und nachdem dieser Alles berichtet, rief er in dumpfer Verzweiflung aus: „Es ist nicht mehr zu ertragen! Meine arme Margot kann sich diese Behandlung von ihrem Oheim nicht länger gefallen lassen! Er will sie an einen alten, häßlichen, aber reichen Fischhändler, der unten in seinem Hause wohnt, verheirathen, und beide alte Bösewichter quälen das arme Mädchen ganz entsetzlich! Wenn sie nur irgend eine andere Zuflucht hätte, wenn ich nur irgend einen Fleck auf Erden wüßte, wo ich sie in anständiger Weise bergen könnte! Ihre Lage vergiftet mir jede Stunde meines Lebens!"

Er begann heftig in seiner Stube auf und ab zu schreiten.

„Und", wagte schüchtern Rousseau nach einer langen Pause zu erinnern, „was rathen Sie mir unterdessen?"

Marcel fuhr aus den halb zornigen, halb traurigen Gedanken, die ihn abgezogen hatten, auf und sagte stehenbleibend: „Ach Sie — ja, was rath' ich Ihnen? Versuchen Sie, dem Obersten die Stirn zu bieten, wenn Sie's wagen. Erklären Sie ihm, Sie würden, wenn er die Voraussetzung, in der Sie gekommen, nicht

erfülle und Sie nicht als Cadet eintreten lasse, auch seinen Neffen nicht unterrichten. Vielleicht hilft das.'

„Der Rath ist gut!" rief Rousseau lebhaft aus. „Ich werde das Ihrem Obersten sehr fest erklären!"

„Wohl denn!" versetzte Marcel. „Jetzt aber müssen wir zu den Kriegsartikeln übergehen und dann müssen Sie schwören."

„Muß ich das wirklich?"

„Darein müssen Sie sich fügen. Es ist befohlen und also nichts daran zu ändern!"

„Also um meine Freiheit ist's geschehen — ich bin wirklich gefangen und gefesselt!"

„Wer ist nicht gefesselt, mein junger Freund?" sagte der Adjutant bewegt. „Um Ihnen Ihre Lage für den Augenblick zu erleichtern, will ich Sie nicht in eine der Kasernenstuben mit Mannschaften Ihrer Compagnie zusammenlegen, sondern Ihnen ein Feldbett in meinem Schlafzimmer aufschlagen lassen."

„O, ich danke Ihnen tausendmal für diese Güte!" rief Rousseau gerührt aus.

„Wir plaudern dann von Margot, die Sie doch nun einmal kennen! Jetzt aber hören Sie zu."

Marcel nahm eine große Plankarte von der Wand, worauf die Kriegsartikel geschrieben standen, und begann sie Rousseau vorzulesen. Der erste Artikel enthielt die

freundliche Versicherung, daß die Desertion von der Fahne mit dem Tode des Erschießens geahndet werde.

Am andern Tage um die bestimmte Stunde klingelte Rousseau an der Thür zur Wohnung seines Obersten. Derselbe Diener machte ihm die Thür auf und antwortete ihm auf sein Verlangen, dem Obersten gemeldet zu werden, mürrischen Tons und ihm den Rücken wendend: „Melden? Ein Soldat geht ohne anzuklopfen hinein, wenn er herbefohlen ist!“

Rousseau befolgte seinen Wink und trat ohne weiteres in das Zimmer des Obersten.

Das Zimmer war leer. Aber im Hintergrunde stand eine Seitenthür angelehnt, und aus dem Raume, in den sie führte, vernahm Rousseau einen heftigen Stimmenwechsel.

„Er ist ein Ehrenmann und er hat mein Wort!“

„Und ich sage Ihnen, daß ich eher den Tod wähle!“

Die erste Stimme war die des Obersten Godard und in der andern erkannte Rousseau die von Schluchzen unterbrochene Stimme Margot's.

„Possen, Heulereien einer Gans!“ ertönte wieder des Obersten zornige Stimme. „Ich werde Dir zeigen, daß ich mir in meinem Hause ebenso gut Gehorsam zu verschaffen weiß wie in meinem Regiment!“

„Und wenn Sie mich behandeln wie einen Ihrer

armen Soldaten, die Sie durch die Spießruthen schicken können, ich werde nicht gehorchen — ich werde mich in die Seine stürzen, ich werde —"

„Thu' das! Aber vorher wirst Du den Herrn Perelle heirathen! Und damit Du Dir Marcel, der an dieser ganzen bösen Hartnäckigkeit die Schuld trägt, aus dem Kopfe schlägst, sage ich Dir, daß ich gestern das Versprechen unseres Maréchal de Camp erhalten habe, ihn schon am ersten des folgenden Monats zum Regimente Bern, das in Lyon steht, zu versetzen; er soll Herrn Perelle keine Sorge machen. Und damit ist's genug; ich rathe Dir, mich durch keine Silbe Widerspruch mehr zu reizen, oder —"

Die Drohung, die der Oberst zwischen den Zähnen murmelte, wurde übertönt von dem Schluchzen Margot's.

Im nächsten Augenblick wurde die Thür ganz aufgerissen und zornroth, heftigen Schrittes trat der Oberst ein. Seine Stimmung wurde offenbar nicht milder als er sah, daß er einen Lauscher gehabt habe.

Er maß Rousseau mit einem Wuthblick vom Kopf bis zu den Sohlen.

„Er! Wie kommt Er hierher? Was zum Teufel steht Er hier und lauscht?"

„Ich bin um diese Stunde hierher befohlen; man

hat mir gesagt, ich müsse ohne Meldung und ohne zu klopfen eintreten."

Der Oberst wandte ihm den Rücken und ging, eine Klingelschnur zu ziehen; dem augenblicklich eintretenden Diener befahl er, seinen Neffen zu rufen. Dann sagte er, indem er sich zu einem mildern Tone zwang: „Nun, wie gefällt Er sich in der Uniform? Sie steht Ihm ja vortrefflich!"

Hätte Rousseau die geringste Scheu und Beklommenheit empfunden, sich offen gegen seinen Tyrannen auszusprechen, die grenzenlose Entrüstung, worein ihn die eben gehörte Scene versetzt hatte, würde ihm diese Scheu genommen haben. Er würde in diesem Augenblicke dem General-Obersten aller elf Schweizerregimenter, ja Seiner Majestät dem Könige Ludwig XV. selber furchtlos die Wahrheit gesagt haben.

„Ich habe die Uniform angezogen, Herr Oberst", versetzte er, „deshalb, weil man mich dazu gezwungen hat und weil ich überzeugt war, daß ich sie nur infolge eines Mißverständnisses für wenig Stunden zu tragen haben würde."

„Eines Mißverständnisses?"

„So sagt' ich. Man hat mir in Solothurn versichert, der Oberst Godard suche zum Lehrer seines sehr jung in Dienst tretenden Neffen einen jungen Mann

von Bildung, der mit dem Neffen in die Offizierlaufbahn eintreten wolle. Dazu war ich bereit, in dieser Voraussetzung und in keiner andern bin ich gekommen, und da ich sie nicht erfüllt sehe, ziehe ich jetzt vor, überhaupt auf die ganze Sache zu verzichten."

„Sie wollten als Cadet eintreten? Aber zum Teufel, wie hat man Ihnen das in Solothurn in den Kopf setzen können? Haben Sie das Kapital zu Ihrer Equipirung, das Vermögen, um als junger Offizier, dessen Sold so viel wie nichts ist, zu leben? Danken Sie Gott, daß als Unteroffizier Sie der König nährt."

Die Thür hatte sich während dieser Rede des Obersten geöffnet und ein junger, langaufgeschossener, verschüchtert und blaß aussehender Mensch in Cadettenuniform war eingetreten.

„Das ist mein Neffe", fuhr der Oberst fort; „ich hoffe, Sie werden einen gelehrigen Schüler an ihm haben. Dies ist der Herr Rousseau, François, von dem Du weißt, daß —"

„Bitte, Herr Oberst", fiel Rousseau ein, „ich hatte eben die Ehre, zu erklären, daß ich auf das ganze Verhältniß verzichte."

„Daß Sie verzichten? Was soll das heißen?"

„Daß ich Ihren Herrn Neffen nicht unterrichten

werde. Wenn man meine Voraussetzung nicht erfüllt, erfülle ich auch Ihre Voraussetzung nicht; ich glaube, ich habe das Recht dazu!"

„Pst!" rief der Oberst. „Sie sind kühn, junger Mensch. Sie werden sich das überlegen —"

„Es bedarf keiner Ueberlegung. Ich bin entschlossen, die Ehre, welche Sie mir zudachten, abzulehnen; ich verlange einfach meine Freiheit; und wenn Sie mir jetzt auch die größten Vortheile böten, ich würde Alles zurückweisen; ich bin als freier Mann gekommen und will als solcher wieder gehen."

„Ich werde Ihnen nichts bieten, gar nichts", herrschte der Oberst ihn an; „aber ich werde Sie wie jeden andern Unteroffizier Dienst thun lassen, Dienst von morgens früh bis in die späte Nacht, wenn Ihnen das besser behagt, als meinen Neffen überwachen und unterrichten. So ist's desto besser für Sie!"

„Ich werde auch nicht Dienst als Unteroffizier thun. Ich bin kein Unteroffizier, ich verstehe nichts vom Dienst und will nichts von ihm verstehen — ich will frei gehen, woher ich gekommen!" rief Rousseau mit kreideweißen Lippen.

Der Oberst maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle; daß ein Mensch in der Uniform seines Regiments ihm in dieser Weise Trotz bot, schien ihm eine so merkwür-

dige Thatsache, daß sein Zorn in der Verwunderung darüber aufging.

„Sie haben Recht.“ sagte er höhnisch. „Sie verstehen vom Dienste nichts; Sie müssen den Dienst erst lernen. Und das geschieht von der Pike auf. Damit Sie das können, degradire ich Sie zum Gemeinen. Melden Sie das dem Adjutanten. Rechtsum kehrt — marsch! In die Kaserne zurück!“

Der Oberst wandte ihm den Rücken, indem er murmelte: „Wir werden Dich mürbe machen.“ *)

Rousseau gehorchte dem Befehle nicht. Erschreckt stand er wie an den Boden gewurzelt; er wollte eine heftige Antwort geben, aber der Neffe François trat rasch an ihn heran, nahm ihn beim Arm und schob ihn der Thür zu, indem er flüsterte: „Um des Himmels willen, schweigen Sie, gehen Sie, gehen Sie! Gehorchen Sie jetzt!“

Rousseau folgte dieser Mahnung — und wahrscheinlich sehr zu seinem Glücke — ehe er weitere Maßregeln, um ihn mürbe zu machen, auf sich zog,

*) Die Obersten der Schweizerregimenter hatten über die von ihnen angeworbenen Untergebenen eine unumschränktere Gewalt, als es in den französischen Regimentern der Fall war. In der Regel ward ihnen von ihren Cantonen das Recht über Leben und Tod übertragen; die französische Regierung hatte sich in ihr Gerichtsverfahren, ihre Disciplin u. s. w. nicht zu mischen.

Maßregeln, deren ja so viele und unbeschränkte in jener Zeit der Soldatensklaverei einem Obersten zu Gebote standen, dem Mann, dem das Regiment gehörte, der noch ein mittelalterliches Recht über Leben und Tod der Mannschaften übte, und dem nichts die Hände band, wenn er das unmenschlichste Martyrthum über einen seiner armen „Kerle" verhängen wollte.

Rousseau kam die Treppe im Hause des Obersten hinunter, er wußte selbst nicht wie; sein Herz pochte, sein Kopf schwindelte, vor seinen Augen tanzten rothe Sterne, er sah wie in einen schwarzen Nebel; er hielt sich am Geländer der Treppe fest, um nicht zu stürzen, denn seine Kniee versagten ihm den Dienst; er war nie in seinem Leben in solcher Aufregung, Erschütterung, Wuth und einer chaotischen Auflösung all seiner Gedanken und Sinne gewesen. Als er unten angekommen, dachte er nicht daran, dem Befehle des Obersten zu folgen und sich in die Kaserne zu begeben; er rang nach Luft, und der ersten gegen ihn anprallenden Menschenwoge sich willenlos hingebend, folgte er ihr, gleichgültig, nach welcher Himmelsgegend sie ihn zog; er schritt hastig mitten in diesem Menschenstrome, aber nichts von Allem, was ihn umgab, wahrnehmend, dahin.

So kam er weiter in das Quartier Latin hinein, irrte durch eine Straße nach der andern, bis er sich

plötzlich vor dem Gitterthore eines großen schönen Gartens sah. Jenseits des Gitters winkten Luft, Licht, Stille — wie hätte er nicht eintreten, sich in die Gänge, in die grüne Heckenwelt solch eines französischen Gartens vertiefen sollen!

Und wie er weiter schritt in diesen Garten hinein — es war der des Luxembourg — löste sich ein wenig die Last von seiner Brust. Es war ja nicht möglich, daß die Worte des Obersten ernst gemeint seien; so konnte man einen freien Menschen nicht doch zum Sklaven machen; es gab doch noch Gesetze, Minister, einen König; es gab doch noch einen Gesandten der Schweiz, der die Verpflichtung hatte, sich seiner anzunehmen; er hatte noch Briefe an die Schwägerin des Herrn von Merveilleux, an einen Obersten außer Dienst, von Surbeck, und mehrere andere, welche ihm der Marquis von Bonac gegeben; nein, es war nicht möglich, daß diese Leute alle ihn hülflos in der Macht eines abscheulichen, ruchlosen Tyrannen ließen; gewiß, es mußte ihm gelingen, sich wieder von ihm frei zu machen, es konnte das nicht fehlschlagen. Wenn er nur ebenso gute Mittel gewußt hätte, die arme, arme Margot aus den Händen ihres Bedrängers und vor dem Schicksal, welches sie bedrohte, zu retten. Das arme Geschöpf hatte mit äußerster Entschlossen-

heit gerufen, sie werde sich in die Seine stürzen — wer stand dafür, daß sie es nicht wirklich that, daß sie nicht ihre letzte Zuflucht beim Tode suchte?

Rousseau schauderte bei dem Gedanken und Margot's Schicksal schnürte ihm plötzlich die Brust zusammen, mehr wie sein eigenes.

Wie es in seiner Natur lag, über Träumen die Wirklichkeit, über Zukunftsbildern die Forderungen der Gegenwart zu vergessen und sich vor dem Drange des Augenblicks in Luftschlösser der Phantasie zu flüchten, so lag es ebenfalls in Rousseau's eigenthümlich complicirtem Charakter, die eigene Noth über der fremden zu vergessen. Sein eigenes Leid stand nackt und bar und häßlich vor ihm, das fremde Leid aber wurde von seiner Phantasie umkleidet, ausgeschmückt, poetisch verklärt; so heftete seine schwärmerische Seele sich mit allen Trieben seines mächtigen Mitleidsdranges an das fremde Leid, das schöner, höher erscheinende. Und war Margot's Lage nicht die, welche am dringlichsten Hülfe verlangte?

Er warf sich auf eine Bank und saß lange da, nachsinnend, was Margot thun, was Marcel für sie aufbieten, was er selbst zu ihrer Rettung thun könne. Sollte er zu Frau von Merveilleux gehen, seinen Brief

abgeben, ihre Verwendung für sich, ihren Schutz für Margot in Anspruch nehmen? Dabei war nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Ein junger Mensch konnte eine ihm fremde Frau nicht bitten, ein ihrem Vormund durchgehendes junges Mädchen bei sich aufzunehmen. Sollte er Marcel rathen und ihm beistehen, Margot zu entführen, um sich insgeheim mit ihr trauen zu lassen? Er würde Marcel um seinen Dienst bringen, um seine Aussichten, vielleicht um seine Freiheit; der böse Oberst fand gewiß Mittel, den Adjutanten dafür in die Bastille zu schicken. Nur ein Mann hätte vielleicht helfen können und auch helfen wollen, und dieser Mann war der merkwürdige alte Geistliche, den Rousseau in den Tuilerien gefunden, der Zeuge von Margot's erniedrigender Lage geworden; er würde sicherlich auch ihr Retter werden — wenn es nur möglich gewesen wäre, ihn ausfindig zu machen!

Rousseau machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich gestern nicht nach dem Namen des Mannes erkundigt bei den Vorübergehenden; es hatten ja Viele ihn mit so auffallenden Zeichen der Ehrfurcht begrüßt, daß es leicht gewesen wäre, zu erfahren, wer er sei.

Rousseau sprang auf, um in seine Kaserne heimzugehen; er wollte Marcel Alles mittheilen und diesen

zu Rathe ziehen, wie man den Namen des Geistlichen erfahren könne.

Als er in seiner Kaserne angekommen, fand er Marcel nicht. Er legte sich in dessen Zimmer auf sein Feldbett und suchte seine Spannung bis zur Rückkehr des Adjutanten zu beherrschen, indem er über die Worte nachdachte, womit er den alten geistlichen Herrn rühren, seine Theilnahme gewinnen, ihn zu einer Handlung der Großmuth bewegen wolle. Nach einer Viertelstunde kam Marcel von Dienstgeschäften zurück. Rousseau sprang auf und überschüttete ihn mit dem Bericht von allem Vorgefallenen; der Adjutant warf sich wie zerschmettert in einen Sessel; er hörte nur zerstreut, nur halb zu — es zeigte sich bald, daß er Alles wußte. Rousseau's Degradation zum Gemeinen war ihm schon dienstlich gemeldet, und was Margot anging, so schienen trotz aller Wachsamkeit des Obersten zwischen ihr und dem jungen Manne Wege der Verständigung zu bestehen, welche Marcel nicht lange ohne Nachrichten über Alles, was seine Geliebte betraf, ließen.

Als Rousseau damit geendet hatte, daß er die Hoffnungen ausgesprochen, welche er auf den Geistlichen des Tuileriengartens aufgebaut, antwortete Marcel mit schwermüthigem Kopfschütteln: „Das ist eine Chimäre, weiter nichts. Ich weiß nicht, wer der Geistliche sein

kann, von dem Sie reden, aber ich weiß, daß kein Mensch in Paris ist, geistlich oder weltlich, der sich berufen fühlen könnte, ein ihrem Vormunde entflohenes junges Mädchen bei sich aufzunehmen, wenn dieser Vormund der Oberst Godard ist."

„Aber so sagen Sie mir doch nur", fiel Rousseau ein, „wer der alte Mann in Abbétracht gewesen sein kann?"

„Er war sehr alt?"

„Sehr, gewiß weit über siebzig hinaus, und doch blickten seine Augen voll Lebendigkeit und Feuer um sich. Er war allerdings gebückt von der Last der Jahre, aber sein Schritt war so unbehindert, als ob er noch ganze Tagereisen weit zu Fuß machen könne."

„Und sein Erscheinen erregte die allgemeine Aufmerksamkeit?"

„Nicht die allgemeine; es schienen ihn viele der Vorübergehenden nicht zu kennen oder nicht zu erkennen; aber die ihn erkannten, blieben bei seinem Anblick betroffen stehen und legten eine außerordentliche Ehrfurcht an den Tag."

„So wird es am Ende der Cardinal Fleury gewesen sein", sagte Marcel; „er wohnt in einem Hotel der Rue Saint-Honoré, dessen hinterer Ausgang dem Tuileriengarten nahe ist, und erscheint in den Morgen-

stunden ganz ohne Gefolge in diesem. Er liebt überhaupt nicht, daß viel Aufhebens seinetwegen gemacht wird, und ich glaube, wenn er es könnte, würde er Frankreich incognito regieren."

„Der Cardinal Fleury?" rief Rousseau überrascht aus.

„Nun ja, der Minister. Sie sehen, daß nach der Seite hin für uns keine Hoffnungen liegen!"

„Es ist wahr — und doch —"

„Was meinen Sie?"

„Es ist ein Gefühl in mir, als ob ich mit diesem Manne, und zwar in wohlthuender Weise, doch noch einmal in Berührung kommen würde! Wenn ich Jemand zum ersten Male sehe, so habe ich ein Vorgefühl, ob ich mit ihm in weitere Berührungen kommen werde oder nicht, und ob diese Berührungen freundlich sein oder mir Verdruß oder Verlegenheiten bereiten werden."

Marcel zuckte die Achseln — es schien eine Gewohnheit des jungen Mannes. „Das sind leere Hoffnungen", sagte er. „Aber ich bin gerührt von Ihrer tiefen und aufrichtigen Theilnahme, lieber junger Freund. Das Schicksal scheint uns verketten zu wollen, indem es uns zu gleicher Zeit den Druck einer furchtbar grausamen Lage auf die Seele wälzt. Es freut mich wenigstens, daß ich nicht so ganz machtlos bin, etwas zu Ihrer Erleichterung zu thun, wie Sie es sind,

mir zu helfen. Ich muß Sie in die Uniform eines Gemeinen stecken lassen —"

„Müssen Sie das wirklich?" rief Rousseau, jetzt plötzlich ganz zu seinem eigenen Elend zurückgeführt aus. „Können Sie es vor Ihrem Gewissen verantworten, einer solchen niederträchtigen Tyrannei zum Werkzeug zu dienen?"

„Im Dienste habe ich kein Gewissen", antwortete der Adjutant, „ich habe nur Gehorsam. Ich muß Sie einstellen lassen und Ihr Hauptmann wird Sie einexerciren lassen. Daran ist nichts zu ändern. Ihre Lage ist nur zu erleichtern, wenn es Ihnen nicht an Geld fehlt, um Ihre Unteroffiziere in guter Laune zu erhalten; und ich werde dafür sorgen, daß es Ihnen an einigem geringen Gelde nicht fehlt."

„Aber", fiel Rousseau ein, „kann ich denn noch Geld von Ihnen annehmen, nachdem —"

„Beruhigen Sie sich! Nicht von mir sollen Sie Geld annehmen, ich besitze dessen selber nicht genug, um es verschenken zu können! Aber ich will Ihnen Geld zuwenden, indem ich dafür sorge, daß Sie viel auf Posten kommen —"

„Auf Posten?"

„Nun ja!"

„Zum Schildwachstehen doch nicht?"

„Das eben meine ich.“

„Bringt denn das Geld ein?“

„Wenn es das nicht thäte, wovon sollten unsere armen Burschen leben? Sobald Sie nur ein paar Tage an die ersten Exercitien gewendet haben, will ich dafür sorgen, daß Ihnen einträgliche Posten werden.“

„Einträgliche Posten sucht alle Welt; daß aber solche dazu gehören, wobei man mit der Muskete auf der Schulter nur die Zeit todtzuschlagen hat, höre ich zum ersten Male, und ich begreife das nicht!“

„Es ist sehr einfach“, versetzte der Adjutant. „Diese Posten sind nichts als eine kleine Speculation auf die menschliche Eitelkeit, die den Soldaten zu machen vergönnt ist. Das Platzcommando von Paris meldet den Regimentern, welche den Garnisonsdienst haben, alle vierundzwanzig Stunden die Namen der sämmtlichen Fremden von Auszeichnung an, welche in Paris eingetroffen sind, sowohl aus Frankreich wie aus dem Auslande, nebst den Quartieren, welche sie bezogen haben. Je nach diesen Quartieren hat das eine oder das andere Garnisonsregiment das Recht, diesen Herren Schildwachen als Ehrenposten vor ihre Wohnung zu senden, und für diese Ehre zeigen sich die Herren dankbar, indem sie bei der Abreise der Mann-

schaft, welche bei ihnen schilderte, ein Geldgeschenk hinterlassen, das gewisse Sätze hat, wonach auf den einzelnen Mann auch beim kürzesten Verweilen nicht unter sieben Livres kommen. „Sehen Sie da", fuhr der Adjutant bei dieser Erklärung fort, „da ist eine solche Liste eingetroffener Fremden."

Er nahm ein in Colonnen getheiltes und mit gedrucktem Kopf versehenes Blatt von seinem Tische und reichte es Rousseau.

Dieser überflog es; er fand den Namen eines italienischen Fürsten, dreier regierenden Grafen aus dem deutschen Reich, eines Bischofs aus Sicilien, eines dänischen Gesandten und las ganz zuletzt: „Monseigneur Chiropylos, archimandrite grec de Jérusalem, rue des Petits Augustins."

„Ach", rief er überrascht aus, „da ist ja mein Archimandrit!"

„Ihr Archimandrit?"

„Er, Niemand anders als der Archimandrit Chiropylos, der Gaben für die Grabeskirche sammelt, dessen Dolmetscher und Secretär ich war, für den ich eine glänzende Rede vor dem versammelten Rath des Cantons Bern hielt —"

„In der That? Und hoffen Sie etwas von ihm, da Sie so erfreut das ausrufen?"

„Hoffen? Ich weiß nicht, aber in der That, wäre es thöricht, von diesem Manne, der mir wohlwill, obgleich ich ihn verließ, etwas zu hoffen? Er hat Empfehlungen an einflußreiche und hochstehende Personen; er selbst ist eine so imponirende Persönlichkeit — o lassen Sie mich ihn jetzt aufsuchen; nicht wahr, ich darf es?"

„Solange Sie noch nicht in die Compagnie eingereiht sind, sind Sie noch Herr Ihrer Zeit. Gehen Sie, versuchen Sie Ihr Glück!"

„Das will ich augenblicklich", rief Rousseau aus, und indem er zu seinem schweren dreieckigen Hute griff, eilte er von dannen.

Rousseau machte in der Rue des Petits Augustins sehr leicht die Wohnung des Archimandriten ausfindig. Eine Erscheinung wie die des griechischen Prälaten in violetter Bischofstracht, aber mit einem nach abendländischen Begriffen höchst unbischöflichen langen weißen Barte, der bis über das goldene Pectoralkreuz niederfloß, und mit einer schwarzseidenen Toque wie ein Präsident à Mortier auf dem ehrwürdigen Haupte — dazu begleitet von einem alten maronitischen Diener in Landestracht — solch eine Erscheinung war den Bewohnern der Straße viel zu auffallend gewesen, als daß sie nicht die volle Aufmerksamkeit derselben auf sich

gezogen und ihre ganze Neugierde geweckt hätte. Der Archimandrit hatte eine passende, für Fremde möblirte Wohnung im Hause eines Hutmachers gefunden, das ein Einfahrtsthor und einen Hof und ein Hintergebäude hatte; den ersten Stock in diesem Hintergebäude hatte der griechische Priester zu seinem Quartier auserlesen.

Rousseau fand den maronitischen Diener im Vorzimmer des Prälaten. Der alte Mann blickte den jungen Schweizersoldaten höchst befremdet an und fragte, was er wolle; sogar als Rousseau sich genannt, hatte Procop Mühe, den ehemaligen Reisegefährten wiederzuerkennen; dann meldete er ihn eilig seinem Herrn, nachdem er Rousseau versichert, daß der Archimandrit unzählige Male seinen Verlust beklagt habe.

Procop kam zurück, um Rousseau einzuführen, er trat aber zugleich mit ihm in des Herrn Wohngemach, begierig, Rousseau's Erzählung seiner Schicksale mit anzuhören und dahinter zu kommen, wie der junge Mensch, den er bei dem kurzen Zusammenleben in der Schweiz in sein Herz geschlossen, in diese Unteroffiziersmontur gekommen. Des alten graubärtigen Morgenländers Neugierde wurde denn auch bald befriedigt; denn der Archimandrit, dessen hohe Gestalt mit den braunen, tiefgemeißelten Zügen, mit den hochaufgezo-

genen Brauen, die auf der Nase zusammenliefen wie zwei Arkadenbogen auf einer Säule, dem Eintretenden rasch und wie freudig bewegt entgegenschritt, dieser leibhaftige, in der Apsis einer byzantinischen Kirche an die Wand gemalte heilige Basilius hatte ebenfalls nichts Eiligeres zu thun, als Rousseau zur Erklärung seiner seltsamen äußern Erscheinung aufzufordern.

„Eh, Signore Russo", rief er in seinem schlecht betonten Italienisch aus, „wie kommt Ihr in diesen Rock eines Kriegsknechtes? Habt Ihr dazu so schnell und hinterlistig Euren Freund Chiropylos verlassen, der Eures Beistandes so sehr bedurfte?"

Der Prälat streckte ihm die Hand hin, die Rousseau, der vorlängst zum Katholicismus übergetreten war und dessen Gebräuche kannte, ehrfurchsvoll küßte.

„Sie haben Recht, mir Vorwürfe zu machen, hochwürdiger Herr", versetzte er dann, „aber Sie sehen auch, daß ich bestraft bin. Ich folgte dem Zureden des Marquis von Bonac und glaubte recht daran zu thun, denn aus allen seinen Aeußerungen sprach die wärmste Theilnahme für mich; ich blieb gleich in seinem Hotel und nahm nicht einmal Abschied von Ihnen; der Marquis rieth es mir, weil er fürchtete, Ihr Einfluß über mich werde meinen Entschluß wieder wankend machen und mich wieder an Ihr wanderndes Leben ket-

ten, an dessen Ende für mich keine Hoffnung und keine Aussicht stand."

„Nun ja, nun ja; Jeder sucht seine Wege durchs Leben, so gut er's einsieht, und schlägt doch nur den ein, auf welchem Gott ihn führen will. Erzählt weiter, mein Sohn."

Rousseau erzählte seine Erlebnisse in geflügelten Worten, wie der Marquis von Bonac, der im Anfang solches Gefallen an ihm gefunden, doch wohl bald im Stillen eine Last in ihm gesehen und ihm gerathen, mit einem Schreiben an den Obersten Godard, den Freund des Herrn von Merveilleux, nach Paris zu gehen, und wie es ihm sodann in Paris ergangen.

„Das ist ja eine traurige, bejammernswerthe Lage für Euch, mein armer Sohn", sagte der Prälat, als Rousseau zu Ende war. „Und kommt Ihr in der Hoffnung zu mir, daß ich etwas für Euch thun könnte?"

Rousseau schüttelte niedergeschlagen den Kopf. „Ihr, hochwürdiger Herr? Nein, ich darf es nicht hoffen."

„In der That", fuhr der Archimandrit fort, „ich fürchte, daß es mir völlig unmöglich wäre. Ich habe wenig Anknüpfungspunkte in Paris; Empfehlungsschreiben an den Cardinal, an den Erzbischof, an einige hochstehende Priester; aber Ihr wißt, ich komme, um

zu betteln, und ein Bettler ist nie der Aufnahme gewiß, welche er findet. Auch weiß ich, daß, wer dem Soldatenthum eines dieser Könige des Abendlandes verfallen ist, in einer Sklaverei schmachtet, deren Ketten zwar minder schwer sind als die der Sklaven in den Ländern Anatoliens, aber nicht minder fest!"

„Es ist so, wie Ihr sagt, hochwürdiger Vater; leider so! Auch kam ich nur um der Freude willen, Euch wiederzusehen!"

„Sonst würde ich Alles, Alles thun", sprach der griechische Prälat weiter, „um Euch wiederzugewinnen, denn beim Pantokrator und Heiland, Ihr fehlt mir täglich und fehltet mir nie mehr als in dieser Stunde. Zwar bedarf ich Euch nicht mehr als Dolmetscher wie in jenem Schweizerlande, dessen rauhe Sprache mir fremd war. Ich mache mich mit meinem Italienisch, meiner Lingua Franca und meinem wenigen Französisch hier schon verständlich."

„Und wozu bedürftet Ihr denn meiner so sehr in Paris?" fragte Rousseau.

„Zum Schreiben meiner Briefe", fiel der Archimandrit ein; „ich habe Hunderte von Leuten zu besuchen und kann doch nicht unangemeldet zu ihnen kommen; ich muß sie unterrichten, wer ich bin, muß sie mit der Absicht meines Kommens bekannt machen, muß sie um

eine Stunde, worin sie mir eine Audienz geben wollen, bitten; ich habe immer gefunden, daß diejenigen, welche in dieser Weise auf mein Kommen vorbereitet waren, mir dreifach das gaben, was ich von den ohne vorherige Ankündigung Besuchten erhielt. Und dann sind die Behörden, die Genossenschaften und Innungen, die Convente und die Capitel der Stiftskirchen da — an alle muß ich mein Gesuch schriftlich machen, um der Würde meiner Angelegenheit und meiner Stellung nichts zu vergeben, oder schon deshalb, weil der Geschäftsgang es bei diesen Leuten fordert. Ihr wißt ja selbst, wie viel Schreiberei ich mit dem hohen Rath des Freistaats Bern hatte."

„Es ist wahr", sagte Rousseau, „und ebenso wahr, daß es schwer halten mag, ohne viel Zeitverlust eine passende Persönlichkeit für diese Beschäftigung zu finden. Zuverlässige und gewandte Leute von der Bildung, deren es hier bedarf, um Ihrer mangelhaften Kenntniß des Französischen zu Hülfe zu kommen, finden sich in festen Stellungen, in Amt und Brod, und die sich gerade auf der Straße befinden, ohne weiteres in seine unmittelbare Nähe zu nehmen, daran darf ein Herr, der wie Sie mit großen Geldsummen reist, nicht denken."

„Das ist es eben", antwortete der griechische Prä-

lat; „darin liegt meine ganze Verlegenheit! Was rathet Ihr mir zu thun, Signore Russo?“

„Ich rathe Ihnen, hochwürdiger Herr, gar keinen Schreiber zu nehmen, sondern eine Schreiberin!“

„Eine Schreiberin?“

„Ja; ich kenne ein junges Mädchen, das eine wundervolle Handschrift besitzt und alle Bildung, welche eine gute Erziehung, wie sie ein Mädchen in einem vornehmen Bürgerhause erhält, nur geben kann. Sie würde sich nebenbei mit Hingebung der persönlichen Sorge für Sie widmen und sich mit Procop darin theilen.“

„Wer ist dieses Mädchen?“ fragte der Archimandrit mit einem kleinen Auf- und Abrollen seiner buschigen Augenbrauenbogen, worin Rousseau etwas von aufsteigendem Mißtrauen erblickte.

„Sie heißt Margot Godard und ist die Braut des Adjutanten meines Regiments. Sie befindet sich augenblicklich in einer Lage absoluter Verlassenheit, da sie gänzlich verwaist ist, auch ihr Bräutigam keine Verwandten hat, bei denen sie eine Zuflucht finden könnte. Ich glaube, daß Sie, hochwürdiger Herr, an ihr den trefflichsten Secretär haben und zugleich ein Werk christlicher Barmherzigkeit üben würden, wenn Sie dieses Mädchen statt eines jungen Mannes als Ihren Schreiber zu sich nähmen.“

„So, so!“ sagte der Prälat, nachdenklich Rousseau ansehend.

„Sie haben mich um meinen Rath gefragt. Ich habe ihn gegeben. Weiter geht mein Interesse an der Sache nicht“, schloß Rousseau, den Blick des geistlichen Herrn fest erwidernd und mit einem leisen Achselzucken darauf antwortend.

„Und ich glaube, daß mir der Rath gefallen darf“' versetzte jetzt der Archimandrit. „Bringen Sie mir eine Probe der Handschrift des jungen Mädchens.“

„Wäre es nicht besser, ich sendete Ihnen das junge Mädchen selber, hochwürdiger Herr, Sie zeigte Ihnen selbst ihre Handschrift, und Sie entschössen sich dann, ob Sie Margot in ihr Haus aufnehmen wollen oder nicht?“

Der Archimandrit war damit einverstanden, nachdem er noch Procop zu Rathe gezogen, der wider die Aussicht, daß ein junges Mädchen sich mit ihm in die Pflege des Gebieters theilen solle, nichts einzuwenden fand. Und so eilte Rousseau, der voll freudiger Aufregung über seinen ganzen Plan war, den Besuch abzukürzen, um wieder in die Kaserne zu seinem Gönner und Freunde Marcel zu kommen und ihm hastig zu melden, was er eingeleitet.

Marcel wäre ihm vor Freude bald um den Hals

gefallen über den Vorschlag, den Rousseau ihm machte. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß Margot diesen Ausweg ohne alle Zögerung ergreifen und die ihr dargebotene Zuflucht annehmen werde, um der Gewalt ihres Vormundes zu entkommen. Man überlegte, daß es am besten sein werde, den Archimandriten nicht darüber aufzuklären, daß Margot, um in seine Dienste zu treten, heimlich ihrem Vormunde, einem Obersten in der Armee des Königs, durchgehen müsse; man fürchtete daß der geistliche Würdenträger es ablehnen würde, ihr einen Schutz angedeihen zu lassen, der ihm, dem Fremden, einen Zusammenstoß mit einem so angesehenen und durch seine Stellung vielleicht einflußreichen Manne zuziehen könne. Und dann machte sich Marcel auf, um Margot zu verständigen, um mit ihr die Art und Weise zu verabreden, auf welche sie ungesehen und mit den nöthigsten Sachen ihres Oheims und seines verhaßten Fischhändlers Haus verlassen könne, und zunächst, um sie zu bewegen, den ersten Schritt zu thun und sich dem Archimandriten vorzustellen, versehen mit einer Probe ihrer schönen und kunstreichen Handschrift.

„Wissen Sie aber“, sagte Marcel, seinen Degen umschnallend, „daß ich nicht länger aufschieben darf, Sie in die Soldatenmontur stecken zu lassen, mein armer Rousseau?“

„O mein Gott, ist es in der That so?“ rief Rousseau erbleichend aus. Er hatte in seiner Begeisterung für die Rettung Margot's mit jenem schönen Sichselbstvergessen, das ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb, fast völlig den Gedanken an seine eigene Lage verloren, und das Bewußtsein derselben kehrte jetzt mit solcher Schwere plötzlich zurück, daß ihm alles Blut zum Herzen schoß. „Ist es in der That so?“ sagte er. „Bleibt mir kein Ausweg, keine Hülfe, keine Zuflucht? Steht denn über diesem Unmenschen von Oberst kein General, über dem General kein Marschall —“

Marcel zeigte einmal wieder jenes Achselzucken der Resignation, das ihn seine in passivem Gehorsam schulende Laufbahn gelehrt.

„Sie würden Ihr Schicksal ganz bedeutend schlimmer machen“, sagte er, „wenn Sie die unerhörte Kühnheit hätten, Ihren Oberst anklagen zu wollen, Sie könnten sich Dinge dadurch zuziehen, welche Ihnen das Leben für die nächste Zeit zu einer wahren Hölle machten. Um Gotteswillen, denken Sie nicht daran, etwa zu unserm Generaloberst gehen zu wollen.“

„Aber dann denke ich ja am besten daran, woran Margot heute Morgen in ihrer Noth dachte — mich in die Seine zu stürzen —“

„Dazu ist immer noch Zeit, mein armer junger

Freund. Fürs erste habe ich dafür gesorgt, daß sich Ihre Lage nicht gar zu grausam gestaltet. Ich habe mit dem Hauptmann der Compagnie, in welche ich Sie einstellen werde, geredet. Er wird Sie nur wenig mit Exerciren quälen, nur so viel, daß Sie das Allernöthigste lernen, und das wird die Sache weniger Stunden sein. Im Uebrigen wird er Sie mit den Schreibereien seiner Compagnie beschäftigen. Und wenn Sie Posten zu beziehen haben, so wissen Sie, daß diese Beschäftigung weniger unfruchtbar als langweilig ist."

„O wie danke ich Ihnen für Ihre Güte!" erwiderte Rousseau mit einem tiefen Seufzer. „Hätte ich Sie nicht gefunden, so wäre ich in der grenzenlosesten Verzweiflung, der ein Mensch anheimfallen kann."

„Kommen Sie, kommen Sie", sagte der Adjutant, seinen federumsäumten Hut auf die gebräunte Stirn drückend. „Verzweiflung ist kein Wort, das ein ehrlicher Soldat im Munde führen darf, und Sie thun am besten, den Umstand, daß Sie nun einmal ein Soldat sind, von jetzt an keinen Augenblick mehr zu vergessen. Wenn man das, was man einmal ist, ganz ist, fühlt man sich nie unglücklich!"

Zweites Kapitel.

Es waren acht Tage verflossen.

In dem Hofe des Hauses der kleinen Augustinerstraße vor dem Hintergebäude, in welchem der griechische Prälat wohnte, hielt eine schlichte, schmucklose Equipage, auf deren Bock ein alter Kutscher mit dem gepuderten Haupte nickte, während ein ebenso einfach grau gekleideter Lakai sich müßig harrend an den Schlag lehnte. Die Treppe zu der Wohnung des Prälaten war mit einem Teppich belegt; in dem Vorraum, aus welchem eine mit Vorhängen verhüllte Glasthür in das eigentliche Vorzimmer führte, schritt eine Schildwache in der Uniform des dritten Schweizerregiments auf und ab.

Die Zimmer waren sämmtlich erhellt; es war acht Uhr abends.

Im Vorzimmer befanden sich Procop und Margot. Procop saß auf einem der Thür, die in seines Herrn Wohnzimmer führte, nahgerückten Stuhle, um bei der Hand zu sein, wenn die Klingel seines Gebieters tönte. Margot stand vor ihm und sagte: „Haben Sie eine Ahnung, Herr Procop, wer dieser kleine, uralte Mann sein kann, der drinnen bei dem Archimandriten ist und den er bereits an der Treppe empfangen hat? Es muß ein vornehmerer Mann sein, als sein Aufzug vermuthen läßt!"

„Weshalb sollte es nicht ein vornehmer Mann sein?" versetzte Procop, sich in die Brust werfend und in einem Margot kaum verständlichen, aus Französisch und Italienisch gemischten Rothwelsch. „Wir empfangen oft vornehme Herren, die dem Archimandriten ihre Aufwartung zu machen kommen. Weshalb sollte es nicht Monsignore von Paris selber sein?"

„Der Erzbischof von Paris? Nein, der ist es nicht", sagte Margot kopfschüttelnd, „der fährt nur in der Staatscarosse mit sechs Pferden und seine zwei Läufer voraus; auch kenne ich ihn, weil ich ihn oft in Notre-Dame pontificiren sah. Der Erzbischof ist es nicht, Herr Procop; aber gewiß ist, daß der Archimandrit in offenbare Aufregung gerieth, als er am heutigen Mittag das Billet erhielt, das er sofort in kleine Stücke zerriß,

um uns dann zu sagen, daß er am Abend einen Besuch erhalten werde, während dessen wir jede Störung fern zu halten hätten. Was ist das? Ach, die Wache wird abgelöst!"

Man hörte draußen im Vorraume, jenseits der Glasthür, Klirren von Gewehren, militärische Schritte, halblaute Commandorufe, dann wurde Alles wieder still.

Noch ein paar Sekunden, und die Glasthür wurde leise geöffnet, der Kopf eines Soldaten streckte sich spähend herein.

Margot wandte sich erstaunt zu ihm um. Procop stand auf mit dem unwilligen Ausruf: „Was will dieser Mensch?"

„Fräulein Margot!" sagte der Soldat, jetzt ganz in die Stube tretend.

Margot stieß einen kleinen unterdrückten Schrei der Ueberraschung aus.

Sie kannte die Stimme. Sie trat rasch auf den Soldaten zu. Seine Züge ins Auge fassend, sagte sie: „Mein Gott, Sie sind Niemand anders als —"

„Als Rousseau, der unglückliche Rousseau", antwortete der Soldat, „der Sie im Tuileriengarten sprach und der—"

„Ach", fiel das junge Mädchen hastig ein, „der liebe, gute, junge Mensch, dem ich so viel verdanke, der Freund Marcel's —"

„Derselbe Rousseau", unterbrach sie mit ebenso

hastigem Flüstern der junge Mann. „Aber sprechen Sie nicht von Dank! Mit jenem Fluche des Unheils, der auf so Vielem liegt, was ich mit dem besten Willen und der edelsten Absicht beginne, habe ich Sie nur in eine noch grausamere Lage gebracht. Erschrecken Sie nicht zu sehr über die fürchterliche Nachricht, welche ich Ihnen mitzutheilen habe — der Oberst Godard, der Sie eine ganze Woche lang unablässig gesucht, hat Ihren Aufenthalt entdeckt."

„Meinen Aufenthalt entdeckt? Großer Gott, wie ist das möglich?" rief Margot, tödtlich erbleichend.

„Er hat am heutigen Nachmittage irgend ein dienstliches Geschäft bei dem Kriegsminister gehabt; er hat auf dessen Schreibtische einen Brief des Archimandriten liegen sehen und hat sofort Ihre Handschrift erkannt; der Kriegsminister hat ihm bestätigt, daß solche Briefe in den letzten Tagen von einem Gaben für das heilige Grab sammelnden griechischen Geistlichen bei allen Grands Seigneurs und hochgestellten Leuten eingelaufen. Oberst Godard hat nun genug gewußt, denn er weiß von mir, daß ich früher im Gefolge dieses griechischen Geistlichen war; er weiß es aus dem Briefe, den ich ihm von Herrn von Merveilleux überreichte!"

„Aber woher wissen Sie —" fragte Margot, in ihrem Schrecken kaum eines Wortes mächtig.

„Ich hörte ihn vorhin in der Kaserne mit Marcel toben. Er war außer sich. Er schwur, daß er dieses höllische Complot, wie er es nannte, uns allen grausam eintränken werde. Marcel hat er in seiner Wuth gedroht, als Regimentsadjutanten cassiren zu wollen, gegen mich wird er Maßregeln ergreifen, die mir nichts Anderes übrig lassen, als mich vorher todt zu schießen. Ein Mensch von Ehre wählt tausendmal lieber den Tod als die Schande!"

„O ewiger Gott!" rief Margot aus. „Dazu darf es, darf es nicht kommen! Was thun wir, Herr Rousseau, was thun wir nur?"

„Wir haben kaum eine Viertelstunde Zeit, bis er hier ist. In der Kaserne wird heute ein Kriegsgericht über einen Deserteur abgehalten; der Oberst hat den Vortrag des Auditeurs darüber anzuhören und das Urtheil dann zu bestätigen; dadurch bekam Marcel Zeit, mich zu unterrichten und, da ich zur Wache gehörte, mich gerade jetzt auf diesen Posten zu schicken. Ist aber der Oberst mit seinem Dienstgeschäfte zu Ende, so wird er auch hier sein, Sie von dem Archimandriten zu reclamiren."

Margot rang die Hände. „Mir bleibt nichts Anderes übrig, als davonzulaufen —"

„Doch", sagte Rousseau, „ich habe, während

ich der Ablösung hierher folgte, etwas Anderes erdacht; willigen Sie darein, so kann noch Alles gut gehen!"

„Und was, was? Sprechen Sie!"

„Der Archimandrit wird unsertwegen keine Unwahrheiten sagen wollen; er wird dem Obersten erwidern, eine junge Dame sei allerdings als Secretär in seinem Dienste. Es bleibt also für uns nichts Anderes zu thun übrig, als dem Obersten eine ganz fremde Person vorzustellen, damit er getäuscht abzieht."

„Aber meine Handschrift, die ihm verrathen hat, daß ich hier sei?"

„Handschriften können sich ähnlich sehen; ich würde auch nöthigenfalls Ihre Handschrift schon nachzuahmen verstehen."

„Wer sollte denn die fremde Person sein? Woher sie nehmen?"

„Ich werde sie spielen; ich denke, ich bin völlig im Stande dazu, wenn Sie mir Ihre Kleider geben."

„Sie — in meinen Kleidern? Aber —"

„Aber, wollen Sie sagen, Sie dürfen ja nicht von Ihrem Posten fort! Das ist richtig; aber Sie haben meinen Plan nicht zu Ende gehört. Sie, Margot, müssen unterdeß in meine Uniform schlüpfen und an meiner Statt Schildwache stehen!"

„Um Gotteswillen!“

„Der Oberst wird die Schildwache nicht fixiren, wenn er an ihr vorüberstürmt; auch ist es durchaus nicht hell im Vorraume und wir können die Lampe noch mehr verdunkeln. Sie können da draußen völlig sicher sein; Gefahr droht bei der Sache nur mir und freilich eine große, aber ich bin voll Zuversicht und ich sehe keinen andern Ausweg, durchaus keinen!“

„Aber der Archimandrit?“ rief Margot aus.

„Der Archimandrit will mir wohl; bin ich erst in Ihrem Costüme, sind wir erst mitten in unserer Scene, so bin ich überzeugt, er verräth mich nicht; der Oberst wird durch sein unverständiges Wüthen das Beste thun, den Archimandriten auf meine Seite zu bringen. Also entschließen Sie sich, Margot, aber rasch, rasch, in jeder verzögerten Minute steigt die Gefahr, die Gefahr, daß wir grenzenlos elend werden.“

Rousseau's Plan war abenteuerlich genug, aber hätte Margot auch Zeit zur Ueberlegung gehabt, der Schrecken, die Aufregung, der Aufruhr, in welchem sie sich befand, hätten ihr alle Ueberlegung unmöglich gemacht; sie hätte auch noch Kühneres, noch Hoffnungsloseres in diesem Augenblicke gethan, falls sie dazu gedrängt worden wäre, und wenn auch nur, um überhaupt etwas zu thun in dieser entsetzlichen Lage.

Dabei war die Aussicht auf den Umstand, daß sie mit einem jungen Menschen ihre Kleider wechseln sollte, das, was am wenigsten ihre Bedenklichkeit erregte. Margot war Französin, und die französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war nicht prüde.

Während Rousseau sein Gewehr, seinen Degen, seinen Hut auf den Boden legte, begann sie mit zitternden Händen ihre Oberkleider abzuwerfen; Rousseau war nicht weniger eilig, sich seiner Montur zu entledigen. Dabei sagte er:

„Procop, ich bitte Sie um Gotteswillen, uns beizustehen. Gehen Sie hinaus in den Vorraum; wenn der Oberst kommt, bevor wir fertig sind, so halten Sie ihn auf — Sie retten uns das Leben, indem Sie ihn aufhalten."

Procop, der von der ganzen Scene nicht die Hälfte verstand, war doch ganz bereit, den geängstigten jungen Leuten zu Hülfe zu kommen.

„Gern, gern", sagte er; „unser Herr will ja auch in der That nicht gestört sein."

„Sagen Sie ihm das", versetzte Rousseau, eben Margot's Kleid überwerfend, „und hören Sie, sagen Sie ihm, er könne höchstens das junge Mädchen, die Annette — nennen Sie mich Annette — sprechen, die alle Geschäfte des Herrn besorge; er wird begierig diese

Annette zu sehen verlangen. Und dann rufen Sie mich hinaus — ich spreche ihn draußen sicherer, weil es draußen dunkler ist; auch wäre es ein großes Glück, wenn wir so sein Zusammentreffen mit dem Archimandriten ganz vermeiden könnten!“

Procop eilte hinaus, die beiden jungen Leute halfen sich in höchster Geschäftigkeit bei ihrem Kleiderwechsel, der zum Glücke von Margot's Gestalt unterstützt wurde. Die Uniform paßte ihr ganz gut, sie hatte sich sehr bald hineingefunden; als Mündel und Nichte eines Soldaten fand sie nichts daran fremd; sie behielt volle Zeit übrig, Rousseau, der bei Frau von Warrens, seiner frühern Beschützerin, mehr als einmal bei Gesellschaftsspielen und Aufführungen in Frauenkleidern gewesen war und Frauenrollen gespielt hatte, bei seiner Ausstaffirung zu helfen.

Sie waren endlich fertig; trotz all ihrer Angst glitt ein Lächeln über beider Züge, als sie sich ansahen.

„Halten Sie es für möglich, daß er mich erkennt?“ fragte Rousseau.

Margot schüttelte mit dem Kopfe. „Nein“, sagte sie; „Sie sehen so vollkommen schüchtern, wehmüthig und mädchenhaft aus Ihren sanften Augen, daß Niemand einen Soldaten des dritten Schweizerregiments in Ihnen erkennt. Dabei ist es Abend —“

„Ich werde suchen, im Schatten zu bleiben", fiel Rousseau ein.

„Und wenn Sie Ihre Stimme ein wenig verstellen —"

„Gewiß werde ich das."

„So hoffe ich, er erkennt Sie nicht!" fiel Margot ein, indem sie das Gewehr aufnahm und schulterte.

„Gehen Sie jetzt an Ihren Posten."

„Muß ich präsentiren, wenn er vorüberkommt?" fragte Margot.

„Gewiß müssen Sie das — verstehen Sie es?"

„Er wird nicht in der Stimmung sein, zu beobachten, ob es ein wenig ungeschickt gemacht wird oder nicht."

„Nein, und mir fällt ein, Sie werden gar keine Notiz von ihm zu nehmen brauchen; denn er ist im Civil wie gewöhnlich, wo er es kann — er schont die Uniform, sagt Marcel —"

„Da — ist er das nicht? In der That, ich höre Procop's Stimme!"

„Fort, fort an Ihren Platz", rief Rousseau erschrocken aus.

Drittes Kapitel.

In dem Wohn- und Empfangszimmer des Archimandriten saßen unterdeß zwei alte Männer in belebtem Gespräche sich einander gegenüber. Der weitaus ältere und an Gestalt kleinere von beiden hatte sich bequem in einem Armsessel ausgestreckt, der an den Kamin geschoben war, in welchem ein kleines Feuer trotz der noch warmen Jahreszeit brannte. Er trug die einfache schwarze Tracht eines Hofabbés mit dem seidenen, über den Rücken niederfallenden Mäntelchen. Ihm gegenüber saß in steiferer Haltung, in seinem violetten Gewande, auf einem Taburet der weißbärtige Kalogeros der anatolischen Kirche.

„In Ihrer Erscheinung hier liegt schon das beste Argument für meine Bemerkung", sagte in fließender

italienischer Sprache der kleine alte Herr. „Sie gestehen durch die That, daß die byzantinische Kirche sich in einer Lage befindet, welche es ihr unmöglich macht, aus eigenen Kräften für das zu sorgen, worüber sie so eifersüchtig Eigenthumsrechte vertheidigt."

„Das heilige Grab gehört dem ganzen Christenthume an, Eminenz", erwiderte in demselben Idiom der Archimandrit. „Ich komme nicht im Namen der byzantinischen Kirche, die Beihülfe der lateinischen zu suchen; ich komme im Namen des Klerus von Jerusalem, um den Christen im Abendlande zu sagen: das heilige Grab zerfällt in Trümmer —"

„Des Klerus von Jerusalem", fiel die Eminenz ein, „ja, aber des griechischen! Und wir Christen des Abendlandes antworten: Weshalb betrachtet Ihr das, worum es sich in Jerusalem handelt, als Euer ausschließliches Privateigenthum?"

„Wir thun das nicht, Eminenz; ein Theil der Grabeskirche ist den Lateinern eingeräumt."

„Freilich, der schlechteste und geringste Theil; und die Folgen dieser Theilung sind die Scharmützel, die sich die Confessionen am Osterfeste an der heiligsten Stätte der Christenheit liefern."

Der Archimandrit zuckte die Achseln. „Die Menschen!" sagte er blos.

„Die Menschen sind Kinder", fiel der Andere ein. „Sie haben Recht; und Kindern muß man die Ursache zum Streite nehmen. Das ist, was ich beabsichtige, wozu ich uns Ihre Mitwirkung in Jerusalem sichern möchte. Stellen Sie Ihrem Patriarchen die unendlichen Vortheile vor, welche die Religion davon haben würde, wenn die Absichten, welche die Regierung meines Königs in Uebereinstimmung mit dem heiligen römischen Stuhle gefaßt hat, zur Ausführung kämen. Die griechische Kirche ist arm, gedrückt und hülflos unter dem brutalen Scepter des Islam; ihre Schwester, die russische, ist fern und gleichgültig auf sich beschränkt; wer soll helfen, wenn nicht die mächtige lateinische Kirche, und wer kann für sie eintreten, wenn nicht Frankreich, das mächtigste Reich des Abendlandes?"

„Eben daß es das mächtigste Reich des Abendlandes ist", fiel der Archimandrit ein, „entschuldigt unsere Behutsamkeit, Eminenz."

„Willigen Sie ein, daß die Grabeskirche und die sämmtlichen heiligen Orte in Jerusalem und Bethlehem als ein gemeinschaftliches, ungetheiltes, ideelles Eigenthum der beiden Kirchen betrachtet werden, daß aller christliche Besitz unter der gemeinschaftlichen Verwaltung, alles christliche Leben unter der gemeinschaftlichen Disciplin des griechischen und lateinischen Patriarchen da-

selbst stehe, so wird der König zur Herstellung der Grabeskirche und zur bessern Dotirung der beiden Patriarchate eine Million Livres bewilligen."

„Niemand ist bereitwilliger als ich, für den schönen Gedanken zu wirken, den Eure Eminenz anregen", antwortete der Archimandrit, „und für die blutarme Kirche von Jerusalem ist eine Million ein eindringlicher Beweis, dessen Gewicht ich nicht verkenne. Auf der anderen Seite aber kann ich die Hindernisse und die Widersprüche, auf welche dieser Gedanke stoßen wird, nicht verschweigen. Jede Kirche hat keinen andern Besitz als einen anvertrauten, den sie nicht veräußern darf; und dürfte hier die anatolische um eines großen irenischen Zweckes willen verzichten, so würde sie fürchten müssen, daß damit nur das erste Zeichen zu weiterem Zurückweichen vor dem Einflusse eines Elements gegeben wäre, das Eure Eminenz selbst als so mächtig anerkennen. Ein Uebergewicht des Lateinerthums in Jerusalem würde bald auf die Kirche von Antiochien zurückwirken und —"

„Wir verlangen kein Uebergewicht; schon seit vielen Jahren verlangt der römische Stuhl die bloße Gleichberechtigung und nichts als sie, und für diese gerechte Forderung will Frankreich eintreten; das ist Alles!"

„Die Sache hat eine ganz politische Seite", antwortete der Archimandrit.

„Aber mein Gott, wer stört uns da?" rief hier plötzlich die Eminenz geärgert aus.

„Ich begreife diese Störung nicht!" sagte der griechische Prälat, sich rasch erhebend; „ich habe die gemessensten Befehle gegeben —"

Im Vorzimmer hörte man lautes zorniges Sprechen, heftigen Stimmenwechsel, endlich einen wahren Sturm von Rufen, Fluchen und Toben.

Der Archimandrit eilte zum Tische, um die Schelle zu rühren, der kleinere Geistliche aber war erregt und zornig aufgestanden und eilte zur Thür, die Procop in diesem Augenblick von außen aufwarf.

Als der alte, mit Eminenz angeredete Geistliche und hinter ihm der griechische auf die Schwelle traten, ward ihnen ein empörender Anblick. In der Mitte des Vorzimmers stand ein hoher, breitschultriger Mann in bürgerlicher Tracht, mit einem wuthentflammten Gesicht, in der einen Hand einen zweiarmigen Leuchter haltend, womit er einem jungen Mädchen ins Gesicht leuchtete, dessen Hals er mit der andern Hand umfaßt hielt, so daß er es unter seinem eisernen Griffe erdrosseln zu wollen schien, während er eine Flut von Flüchen und Drohungen aussprudelte.

„Margot, Margot, ums Himmels willen, was bedeutet dies?“ rief der Archimandrit aus und sagte dann in seiner Landessprache einige rasche Worte zu einem Diener, der zitternd und hülflos dastand.

„Margot!“ schrie höhnisch auflachend der Fremde, Niemand anders als der Oberst Godard. „Also ist sie doch hier. Verdammtes Pfaffencomplot das! Aber diese Margot hier, dieser Schuft von einem Deserteur, der mir in den Weiberkleidern glaubt einen Streich spielen zu können, soll dafür büßen.“

Der Archimandrit trat rasch hinzu, um den unglücklichen Rousseau, der kein Wort hervorbringen konnte, vom Tode des Erstickens zu retten.

„Aber Sie erdrosseln ja Margot!“

„Margot?“ rief, mit den Zähnen knirschend, der wüthende Schweizer. „Rousseau heißt der Schuft, der mit mir Spott treibt; wenn ich ihn erdrossele, desto besser, dann ist Pulver und Blei an ihm gespart.“

Der Archimandrit faßte jetzt mit beiden Händen den Arm des Obersten, um Rousseau's Hals frei zu machen, während Procop davonstürzte, die Lakaien der Eminenz aus dem Hofe zu Hülfe zu rufen.

Der Oberst aber, der sich in seiner Wuth nicht mehr kannte, ließ Rousseau fahren und faßte den Archimandriten an der Brust.

„Schurkischer Pfaffe“, schrie er, ihn schüttelnd und dann von sich schleudernd, „mit Dir werde ich sogleich reden“, und dann rief er mit einer wahren Stentorstimme, sich der Thür nach außen zuwendend:

„Schildwache! Wache! Zum Teufel, weshalb kommt die Wache nicht?“

„Dies wird zu viel!“ sagte jetzt zornig die Eminenz, in die Mitte des Zimmers tretend. „Ich kenne diesen Menschen; es ist derselbe, den ich vor einiger Zeit in den Tuilerien ein junges Mädchen ohrfeigen sah. Man muß diesen Wütherich unschädlich machen!“

Unterdessen war die Schildwache eingetreten, hielt sich jedoch sehr schüchtern im dunklern Hintergrunde des Zimmers, der Thür nahe.

„Hund von einem Kerl, weshalb hört Er, weshalb kommt Er nicht?“ schrie der Oberst sie an.

Aber schon war die Eminenz vor sie getreten und sagte, sich zwischen sie und den Obersten Godard stellend: „Weiß Er, wer ich bin?“

Die Schildwache brachte etwas hervor, das einem Schlucken mehr als einem Worte glich, aber gleich nein lautete.

„Nun wohl, so hör' Er: Ich bin der Cardinal Fleury, der Premierminister des Königs; ich befehle Ihm, diesen Menschen da in Arrest zu nehmen. Er

hat mit seinem Kopfe für ihn einzustehen, bis ich ein Commando sende, welches ihn in die Bastille abführen wird, wo ich ihm Zeit lassen werde, darüber nachzudenken, wie man sich gegen einen Würdenträger der Kirche beträgt! Antoine", wandte sich der Cardinal dann an seinen eben herbeieilenden Lakaien, „helfen Sie der Schildwache dort, wenn der Arrestant ihr sollte Widerstand leisten wollen."

Die Wirkung dieser Worte war schlagend.

Der Oberst war zwar ein Tyrann, aber dennoch nicht gerade feig. Die Entdeckung jedoch, vor dem Cardinal Fleury, vor dem Manne zu stehen, in dessen Händen das Schicksal Frankreichs mehr wie in denen seines Königs lag, diesen Mann sich zum Feinde gemacht zu haben und infolge davon in die Bastille wandern zu müssen, diese Entdeckung, diese Aussicht wirkte geradezu zermalmend für ihn.

Sein gebräuntes und eben noch so entflammtes Gesicht ward von einem fahlen Gelb überzogen; er ließ die Arme schlaff herabfallen und stand wie eine Bildsäule so regungslos, nur den Cardinal anstarrend.

Der Cardinal winkte, daß man ihn abführe, und wandte ihm den Rücken. Antoine erfaßte des Obersten Arm und leitete ihn in den Vorraum, wo der Posten seine Aufstellung hatte; Margot folgte ihnen dahin.

Draußen wies Antoine den Arrestanten in eine Ecke auf einen dort stehenden Stuhl; dann zog er sich zu der auf den Treppenraum führenden Thür zurück, während Margot jetzt höchst entschlossen ihr Gewehr schulterte und vor dem Oberst auf und ab zu schreiten begann.

Im innern Vorzimmer hatte der Cardinal unterdessen mit dem Archimandriten noch einige Worte gewechselt.

„Das Incognito, mit welchem ich unsere Verhandlungen verhüllt wünschte, ist nun doch gebrochen", sagte er in unwilligem Tone; „wir können dieselben deshalb in meinem Hotel zu Ende führen; kommen Sie dahin zu mir, Monsignore, ich werde zu jeder Zeit für Sie zu Hause sein."

Er reichte seine magere kleine weiße Hand, auf der ein großer Smaragd glänzte, dem Archimandriten und litt nicht, daß dieser, wie er versuchte, sie an die Lippen führte.

„Auf Wiedersehen also", schloß er; „und was dieses junge Mädchen da oder diesen jungen Menschen angeht, so untersuchen Sie die Sache; wir werden Ihnen die Handhabung der Justiz in Ihrem Hause und über Ihr Gefolge ohne alle Behinderung zugestehen."

„Ich danke Ihnen, Eminenz", versetzte der Archimandrit.

Der Cardinal machte eine leichte Verbeugung und ging. Der Archimandrit folgte ihm bis an seinen Wagen im Hofe.

Als der griechische Prälat zurückkam und, während man den Wagen des Cardinals davonrollen hörte, durch den Vorraum schritt, in welchem der Oberst Godard noch immer halb betäubt in der Ecke saß, sprang der letztere plötzlich auf und stellte sich dem Archimandriten in den Weg.

„Herr", sagte er mit einer Stimme, die, hohl und gebrochen, sich zu einem Tone von Drohung aufraffte „Sie wissen nicht, wer ich bin. Ich bin Oberst Schweizer-Oberst, ich stehe nur unter dem General-Oberst der Schweizer und nehme von Niemand anders Gesetze an."

Der Archimandrit sah ihn zweifelnd an und sagte dann: „Sie haben sich nicht so betragen, mein Herr, daß ich mich in Ihre Versicherung, Sie seien ein Mann von Erziehung und Rang, sogleich finden könnte. Auch fürchte ich, daß die Befehle Seiner Eminenz gegen Jedermann in diesem Lande mit gleicher Strenge durchgeführt werden, möge er Oberst oder Bauer sein. Ich bin ohne Einfluß darauf."

Damit schritt er weiter, um vor allem zuerst den verkleideten Rousseau zu verhören und zu untersuchen, wo Margot sei.

Als er die Thür zum innern Vorzimmer hinter sich geschlossen hatte, sagte die Schildwache mit einer befangenen Stimme, aber, wie um sich Muth zu machen, klirrend den Gewehrkolben aufstoßend:

„Sie sehen, Sie sind gefangen, mein theurer Colonel.“

Der Oberst wandte sich wie elektrisch berührt der Schildwache zu. „Welche Stimme ist das! Das ist ja Margot.“

„Möglich, daß ich vor einer Stunde noch Margot war, dieselbe Margot, die Sie so mißhandelten, daß ich genöthigt war, mich aus Ihrem Hause durch die Flucht zu retten. Jetzt aber bin ich für den Augenblick Freiwilliger im dritten Schweizerregiment, stehe hier im Namen des Königs, und Sie sind mein Arrestant. Wenn Sie mir Widerstand leisten, oder sich ungeberdig stellen, darf ich Ihnen mein Bajonett in die Brust stoßen. Sie wissen das selbst am besten.“

Der Oberst versuchte ein höhnisches Lachen. „Die Komödie wird immer toller“, sagte er, „und Du Thörin glaubst —“

„Daß die Komödie auch den richtigen Ausgang nehmen wird, Abführung des bösen und tyrannischen Vormundes in die Bastille!"

„Elende Posse!" rief der Oberst aus.

„Wenn Sie Ihre Lage für possenhaft halten, so werden Sie bald enttäuscht sein. Da Alles gut und geschlichtet ist, und da ich Marcel heirathen kann, sobald Sie sicher und wohlbewahrt in der Bastille sitzen, die ihre Gefangenen nicht sobald wieder herausgibt, so müßte ich sehr thöricht sein, wenn ich nicht Alles aufböte, Sie hier arretirt zu halten, bis das Commando kommt, welches Sie abholen wird. Könnten Sie mich trotz meiner Waffen überwältigen, so könnten Sie doch nicht Herr über Antoine und die drei Männer drinnen werden, und könnten Sie das, so könnten Sie nicht als Deserteur aus Frankreich fliehen! Ist Ihnen das klar?"

„Du meinst doch nicht etwa, ich soll mich bei Dir aufs Bitten legen?" rief der Oberst wüthend.

„Ich fürchte das eigentlich ein wenig", versetzte Margot; „denn wenn Sie sich aufs Bitten legten, so bin ich meines thöricht-gutmüthigen Herzens nicht ganz sicher; vielleicht ließe es sich rühren, Alles würde in Frieden und im Stillen beigelegt, wir ließen Sie entschlüpfen, bevor das Commando kommt. und um die

Genugthuung, Sie auf zehn Jahre in die Bastille wandern zu sehen, wären sowohl ich wie der gute arme Rousseau, dem Sie so empörend mitgespielt haben, gebracht! Muß ich nicht wirklich fürchten, daß Sie kleinlaut werden und vernünftig?"

Der Oberst murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen, dann sagte er, mit offenbarer Anstrengung seine Wuth bezähmend: „Nun gut, so laß mich entschlüpfen; ich will dann Rousseau nicht bestrafen und Dir diese ganze tolle Aufführung nicht nachtragen."

Margot lachte. „Ich glaube gar, Sie wollen die Bedingungen vorschreiben; nein, mein lieber Onkel, die Bedingungen würden wir stellen."

„Und welche?"

„Habe ich gesagt, daß ich überhaupt welche stellen will?"

„Jämmerliche Heuchelei! Glaubst Du mich täuschen zu können? Du verlangst nichts dringender, als mit mir Frieden zu schließen, denn Du weißt wohl, daß ich Dein Vermögen in Händen habe, daß ich allein weiß, wie es angelegt ist! Du bist viel zu klug, um das nicht zu bedenken!"

Die letzte Karte! dachte Margot und sagte dann spöttisch: „Das kümmert mich nicht viel. Ich denke, wir beerben Sie, ich und François, wenn eine Lettre

de cachet Sie in der Bastille begraben hat, lieber Onkel!"

„Nun, zum Teufel", rief der Oberst, dem seine Lage immer unerträglicher wurde und bei der letzten Drohung die ganze Angst des Geizhalses kam, der fremde Hände in der Nähe seines Schatzes sieht, „sag' endlich Deine Bedingungen!"

„Meine erste Bedingung ist, daß Sie in meine Verbindung mit Marcel einwilligen und Marcel in seinem Posten lassen, auch mein Vermögen ihm herausgeben, ohne alle Winkelzüge!"

Der Oberst zuckte die Achseln. „Willst Du in Dein Verderben stürzen — meinethalben denn!"

„Meine zweite Bedingung, daß Sie Rousseau vom Regiment entlassen."

„Er mag laufen, wohin er will, der Landstreicher!"

„So können wir Frieden machen."

„Darf ich nun gehen?"

„O nein, nicht so rasch, der Frieden muß erst unterschrieben und untersiegelt werden; eher traue ich dem Frieden nicht. Und da ist Marcel, ich höre ihn kommen, er wird uns dazu beistehen!"

Man hörte rasche Schritte auf der Treppe und dem Treppenflur draußen. Margot's Ohr mußte besonders geübt sein, gerade diese Schritte zu erkennen, denn in

der That trat hastig im nächsten Augenblicke Marcel ein.

Marcel hatte die Spannung und die Ungeduld auf die Entwicklung der Dinge im Hause des Archimandriten nicht länger draußen gelassen, wo er seit mehr als einer Viertelstunde auf und ab geschritten, er hatte sich ein Herz gefaßt und kam hereingestürmt.

Als er den Oberst und zwar allem Anschein nach als Gefangenen des Postens erblickte, fuhr er betroffen zurück und rief erschrocken: „Rousseau, was sehe ich! Sie haben den Oberst arretirt?"

Margot nahm den schweren, dreieckigen Hut mit der großen Cocarde ab und hing ihn lächelnd auf die Spitze ihres Bajonetts. „Nicht Rousseau, aber ich, Marcel!"

„Was? Margot — Du — ums Himmels willen, was bedeutet dies?" Marcel rief dies in einem Tone ganz unbeschreiblicher Verwunderung.

„Dies bedeutet, daß Du einmal eine sehr gute, hülfreiche Frau an mir haben wirst, eine echte Soldatenfrau", entgegnete das junge Mädchen. „Du siehst, daß, wenn Du einmal krank oder verhindert bist, den Dienst zu thun, ich in die Uniform zu schlüpfen und ihn statt Deiner zu thun verstehe!"

„Margot", rief Marcel, „das ist wirklich unglaublich."

„Weshalb?“ sagte Margot in demselben heitern Tone. „Unglaublich ist hier nur, wie gütig und liebreich der Onkel geworden ist; er wird Dir sogleich schriftlich geben, daß er nichts wider unsere Verbindung einzuwenden hat!“

Marcel wandte sich zum Obersten, aber bevor er sprechen konnte, öffnete Procop vor dem Archimandriten die Thür. Der Prälat trat ein, hinter ihm Rousseau, noch immer in den Kleidern Margot's.

„Ich habe von Herrn Rousseau vernommen“, sagte er, sich zum Obersten wendend, „daß Sie wirklich der Oberst Godard vom dritten Schweizerregiment sind, und habe ferner von ihm erfahren, welche Gründe Sie verführten, in meinem Hause eine so unwürdige und rohe Scene aufzuführen, nachdem die Angst vor Ihnen diese jungen Leute zu der Thorheit solcher Verkleidungen greifen lassen. Da der Cardinalminister mir die Justiz in meinem Hause überlassen hat, will ich sie dahin ausüben —“

„Ehrwürdiger Herr“, fiel hier Margot ein, „mein Oheim bereut sein Betragen, verzichtet auf allen Widerstand wider Marcel's und meine Verbindung und bittet, daß Sie nicht Justiz an ihm üben, sondern Gnade —“

„Ich sollte Justiz an Euch allen üben, weil Ihr

mich getäuscht habt, weil Ihr mir die Wahrheit verhehltet", versetzte der Prälat. „Aber sei es drum, ich will Gnade üben und", fuhr er zum Obersten gewendet fort, „dieser tapfern Schildwache hier befehlen, Sie zu entlassen, nachdem Sie Herrn Rousseau hier einen Schein ausgestellt haben, daß er frei und ledig von Ihrem Regimente ist. Wollen Sie das?"

Der Oberst blinzelte scheu und verwirrt den alten stattlichen Priester an. „Ich habe auch das bereits zugestanden", versetzte er halblaut.

„Procop, bringe Schreibzeug herbei", befahl der Archimandrit.

Procop brachte das Verlangte auf einen zwischen den Fenstern stehenden Tisch und der Oberst setzte sich, um mit raschen, ein wenig zitterigen Zügen den Freischein zu schreiben.

„Seine Eminenz, den Herrn Cardinalminister, werde ich zu beruhigen wissen, falls derselbe mit dieser Schlichtung der Sache unzufrieden sein sollte", sagte der Archimandrit dabei.

„Wäre es nicht besser", fiel hier Margot, sich flüsternd zu Rousseau wendend, ein, „wenn wir, Marcel und ich, auch etwas Schriftliches bekämen?"

Der Archimandrit schien diese Worte gehört zu haben, er sah forschend in die Züge Marcel's und

dann Margot's. „Was wünscht Margot?" fragte er dann Rousseau.

„Sie wünscht eine Bürgschaft, daß der Oberst ihre Verbindung mit Marcel nicht dennoch hindert, wenn er in Freiheit ist. Ich weiß nicht, ob ein schriftliches Versprechen des Obersten da so ganz genügen und ausreichen wird."

Der Archimandrit nickte mit dem Kopfe. „Diese Bürgschaft", sagte er dann lächelnd, „kann ich Euch geben, meine Kinder. Procop, bringe mir mein Ritualbuch und nimm ein Licht. Margot, geben Sie Rousseau Ihr Gewehr zu halten und dann knieen Sie mit Ihrem Verlobten vor mir nieder."

Während der Oberst und Rousseau den Archimandriten überrascht ansahen, gehorchten Margot und Marcel ihm ohne Weigerung.

„Trauen kann ich Euch nicht, meine Kinder", fuhr der Prälat fort, „dazu habe ich in diesem Lande nicht das Recht. Aber ich kann als christlicher Priester Eure Verlobung mit dem Segen der Kirche besiegeln und das will ich!"

Procop war unterdessen mit dem verlangten Buche und dem Lichte herangetreten. Der Prälat schlug das Buch auf, und während sein Diener hinter ihm stehend das Licht hielt, las er Gebetsformeln aus dem Buche,

fügte die Hände der beiden jungen Leute zusammen und legte segnend seine Rechte auf ihre Häupter.

„Amen!" sagte er dann lächelnd, das Buch zuschlagend und Procop zurückgebend. „Jetzt sind diese beiden Schweizersoldaten, Regimentsadjutant und Schildwache, mit einander verbunden und weder ihr Oberst noch alle Cantone der Schweiz vermögen es, sie zu trennen. Stehen Sie auf, Herr Adjutant, und gehen Sie dem Militärcommando, das ich kommen höre, entgegen, um ihm zu sagen, daß ich kraft der mir von Seiner Eminenz verliehenen Gewalt bereits Gericht in meinem Hause gehalten und den Arrestanten entlassen habe!"

Rousseau hatte, nachdem er wieder in seine Uniform geschlüpft, noch etwa eine Stunde zu schildern, dann kam die Ablösung. In der Kaserne angekommen, eilte er, seinen Freischein geltend zu machen, und am andern Morgen verließ er, glücklich, sich wieder in seinem Tuchröcklein zu fühlen, nach einem herzlichen Abschiede von Marcel das Gebäude, welches ihn so lange zu seiner Verzweiflung gefangen gehalten. Er ging zunächst zur Schwägerin des Herrn von Merveilleux, die ihn mit großer Theilnahme und Freundlichkeit

empfing und gastlich für mehrere Tage bei sich aufnahm. Diese Tage brachte er damit zu, Paris zu sehen und zu durchstreifen und ein langes, satirisches Gedicht auf den Obersten Godard zu schreiben. Dann entschloß er sich, Paris zu verlassen und aufs neue eine Zuflucht bei seiner geliebten Beschützerin, Frau von Warrens in Chambery, zu suchen. „Aus meinen Versen", erzählt er uns, „machte ich ein Paquet, und weil es damals in Paris noch keine Stadtpost gab, steckte ich es in die Tasche und gab es an den Obersten auf die Post, als ich durch Auxerre kam. Ich lache noch zuweilen, wenn ich mir die Grimassen vorstelle, welche er beim Lesen dieses Lobgesangs hat machen müssen, in dem er Zug für Zug abgeschildert war. Der Anfang lautete:

„Tu croyais, vieux penard, qu'une folle manie
D'élever ton neveu m'inspirerait l'envie!"

Aber außer diesem Anfange ist leider nichts von diesem Werke auf die Nachwelt gekommen. Der Oberst Godard wird dafür gesorgt haben, daß das Manuscript nicht wie Margot's Billetdoux unter seine Dienstpapiere oder sonst zu weiterer Verbreitung gekommen ist.

II.

1747.

Erstes Kapitel.

Der Vertreter Frankreichs bei der Republik des heiligen Marcus war im Jahre 1747 ein Graf von Montaigu, der am Hofe des Königs von Frankreich als Hauptmann der Garde eine sehr stattliche Figur gemacht und zur Belohnung dafür zum Gesandten befördert war. Er füllte seine glänzende Stellung aus, wie er seinen Posten in den Reihen der Maison militaire du Roi ausgefüllt hatte, das heißt, durch den Aplomb seiner schweigenden Erscheinung; die Geschäfte und Alles, was mit ihnen zusammenhing, überließ er seinen Leuten und in erster Reihe seinem Secretär. Der junge, in der Mitte der Dreißig stehende Mann aber, welcher in dem erwähnten Jahre diese Stelle inne hatte, hieß Jean Jacques Rousseau.

Es war eines hellen Wintermorgens.

Der berühmte Philosoph, der damals noch sehr entfernt von dem Gedanken war, den Schlüssel zu den Herzen der Menschen zu finden und sie „zu bessern und zu belehren", war einzig mit dem Schlüssel zu den chiffrirten Depeschen beschäftigt, die auf einem großen Tische vor ihm lagen und höchst unphilosophische Dinge enthielten — bedeutungslose Hofberichte, Neuigkeiten, Aufträge, welchen man die überflüssige Ehre der Geheimschrift angethan. Er saß in dem großen Geschäftssaal der französischen Gesandtschaft, seinen Rücken dem Kamin zuwendend, welcher den weiten Raum sehr unzulänglich erwärmte.

Neben ihm saß sein Gehülfe, der kleine zierliche Abbé de Binis, ebenfalls in eine der Depeschen, welche der letzte Kurier gebracht, vertieft.

Die Thür öffnete sich und der Gesandte trat ein.

„Mein lieber Rousseau", sagte er, „hier ist noch eine Depesche. Sie kommt vom Herzog von Gesvres, dem ersten Kammerherrn des Königs, und beschäftigt sich mit unserer ersten Sängerin —"

„Mit der Corallina, Excellenz?" fragte Rousseau, sich erhebend.

„Mit eben der. Sie wissen, die Corallina war im Herbst mit ihrem Vater Varonese in Paris; sie hat

sich dort mit dem Sänger Aimond verlobt und Vater und Tochter haben sich contractlich verpflichtet, während dieses Winters in der italienischen Oper in Paris aufzutreten. Herr Veronese hat auch zweitausend Francs Reiseentschädigung ausbezahlt erhalten. Aber wer nicht kommt, seinen Contract zu erfüllen, ist Signor Veronese nebst seiner bewunderten Tochter. Der Herzog von Gesvres reclamirt nun beide durch unsere Vermittelung. Erledigen Sie das!"

Damit warf der Gesandte die Depesche auf den Tisch, an welchem die beiden Jünger der Diplomatie arbeiteten, und verließ den Saal wieder.

„Erledigen Sie das!" wiederholte Rousseau, unwillig ihm nachschauend. „Als ob es so leicht wäre, wie eine Auster von Chioggia hinunterzuschlucken."

Der Abbé Binis lachte. Er war länger als Rousseau an die Art und Weise, wie die Excellenz mit den Geschäften umsprang, gewöhnt.

„Den Venetianern ihre Corallina zu entführen!" fuhr Rousseau fort.

„Sie gehört zu der Truppe von San-Luca", sagte der Abbé, „und die Truppe von San-Luca gehört dem Signor Giustiniani, und dieser würde wahrscheinlich lieber seine eigene Tochter, wenn er eine hätte, entführen lassen, als sein Juwel, die Corallina!"

7*

„Dazu kommt, daß Signor Giustiniani ein Nobile ist, dessen Namen im goldenen Buche der Republik steht, daß es also für unsereinen, der zu einer fremden Gesandtschaft gehört, unmöglich ist, persönlich mit ihm zu verkehren.“*)

„Es bleibt nichts übrig“, fuhr der Abbé fort, „als daß Sie Ihre Zuflucht zu Ihrem gewöhnlichen Retter in der Noth, dem Herrn de Blond nehmen!“

Herr Le Blond war der französische Consul, dem das Hemmniß des Verkehrs mit dem Adel Venedigs nicht im Wege stand. Rousseau beschloß, sich sofort an ihn zu wenden. Er überließ dem Abbé Binis, seine Chiffreschrift zu Ende zu studiren, nahm seinen Mantel und ging, um sich in einer der Gondeln, welche an den Stufen des Palastes lagen, zu Herrn Le Blond führen zu lassen.

Herr Le Blond schien nicht sehr erfreut über den Auftrag, welchen man ihm brachte, weder über die Aussicht, eine Verhandlung mit dem hochmüthigen, in seinem Wesen schroffen Nobile führen und eine Reclamation bei ihm durchsetzen zu sollen, noch auch über

---

*) Den Patriciern Venedigs war bekanntlich bei den strengsten Strafen jede Berührung mit den Mitgliedern der fremden Gesandtschaften untersagt.

die, im Falle des Gelingens von Jedermann beschuldigt zu werden, daß er Venedig um den Genuß gebracht, welchen ihm die Perle des San-Luca-Theaters an wenigstens zwei Abenden in der Woche gewährte.

Trotzdem versprach er sein Bestes zu thun; der Oberkammerherr des Königs von Frankreich war kein Mann, dessen Aufträge man leicht nahm. Rousseau kehrte in den Gesandtschaftspalast zurück.

Nach einer Stunde erschien Herr Le Blond, um Bericht zu erstatten.

„Nun, haben Sie etwas ausgerichtet?" fragte, als er in den Arbeitssaal trat, Rousseau ihn lebhaft.

„Ich habe allerdings etwas ausgerichtet", versetzte Herr Le Blond sarkastisch lächelnd. „Ich habe Signor Giustiniani in großen Zorn versetzt, das ist eins; ich habe bewerkstelligt, daß er die Signora Corallina, die in seinem Palaste wohnt, von nun an wie eine Gefangene hüten wird; und drittens, daß ein großes freundschaftliches Interesse für den Herrn von der französischen Gesandtschaft in ihm erweckt worden ist, der sich hier zum Vertreter der Wünsche des Herrn Herzogs von Gesvres macht. Ich kann Ihnen nur rathen, Herr Rousseau, die Sache auf sich beruhen zu lassen, es könnten mit der weitern Verfolgung derselben persönliche Unannehmlichkeiten für Sie verbunden

sein. Sie wissen, wessen man sich von diesen tückischen Italienern zu versehen hat, wenn man ihre Liebesintriguen und noch mehr, wenn man ihre Geldinteressen durchkreuzt."

„Und beim Signor Giustiniani spielen vielleicht in diesem Falle beide durcheinander", bemerkte der Abbé Binis. „Ich habe so etwas andeuten hören; es wäre auch ein Wunder, wenn er der schönen Corallina nicht den Hof machte."

Rousseau war erröthet. Das Betragen des Patriciers, der offenbar im Unrecht war, empörte ihn. Brachte doch sein ganzes Leben hindurch jedes Unrecht, jedes gewaltthätige Benehmen, dessen Zeuge er wurde, sein reizbares Blut in Wallung. Aber nach längerer Erörterung der Sache mußte er Le Blond Recht geben, daß hier sehr wenig Aussicht sei, irgend etwas zu erreichen, und daß man nichts thun könne, als dem Herzog von Gesvres antworten, der Herr Veronese sei mit seiner Tochter für den Winter wieder in die Truppe des Impresario von San-Luca eingetreten, der sie schon länger angehört habe, und der Impresario dieses Theaters sei ein hochangesehener Patricier, einer des großen Raths. Es sei wenig Aussicht vorhanden, die Reclamation durchzusetzen, falls nicht Seine Majestät die Sache einer Staatsaction werth erachten

und damit drohen wolle, ihre Galeeren von Toulon auslaufen und vor die Lagunen von Malamocco senden zu wollen.

Rousseau entwarf die Depesche, der Abbé schrieb sie ab, der Graf Montaigu unterzeichnete sie und die Sache war erledigt.

So schien es wenigstens ein paar Wochen lang, während deren nicht mehr davon geredet wurde und Rousseau, dessen Interesse erregt war, sich nur näher nach allen Verhältnissen der Sängerin wie ihres Impresario und Tyrannen erkundigte.

Am Ende dieser Zeit, als Rousseau eines Morgens in den Saal der Legation trat, fand er den Abbé Binis im Gespräch mit einem Fremden; der Abbé stand mit dem Rücken an den Kamin gelehnt, der Fremde, eine sehr schön gebaute und höchst elegant gekleidete Gestalt, sprach mit lebhaften Gesticulationen. Als der letztere sich Rousseau zugewandt, erblickte er die ausdrucksvollen, aber nicht mehr sehr frischen Züge eines schönen Männerkopfes mit dunkeln, feurigen Augen; das Antlitz trug Spuren, daß ihm entweder Leidenschaften oder lange Gedankenarbeit nicht fremd geblieben.

„Herr Aimond, der erste Sänger der italienischen Oper in Paris!“ sagte der Abbé vorstellend.

„Ah“, entgegnete, von dem ihm bekannten Namen freudig überrascht, Rousseau, „seien Sie willkommen in Venedig. Sie kommen, seine Musikinstitute kennen zu lernen?“

„Allerdings“, versetzte der Sänger, „und ich bin hocherfreut, daß mein erster Gang hier mich zu der Bekanntschaft eines um die Musik so verdienten Herrn führt. Sie sind Herr Rousseau, dessen System, die Notenzeichen durch Zahlen zu ersetzen —“

„Von der Akademie verworfen wurde“, fiel Rousseau erröthend und ein wenig verlegen ein. „Reden wir nicht davon, mein Herr. Als Knabe zog ich einst in die Welt mit einem Heronsbrunnen, in der vollen Zuversicht, auf dies Spielzeug und die Bewunderung, welche es in jedem Dorfe finden werde, mein Glück bauen zu können. Als erwachsener Mensch bin ich nicht klüger geworden und zog in gleicher Zuversicht mit meinem Notensystem aus, das mich zu Ehren und Reichthümern führen sollte. Aber ach, der Heronsbrunnen und das System sind in gleicher Weise gescheitert, und darum sehen Sie mich hier als Secretär Seiner Excellenz des Grafen Montaigu, bereit, Ihnen in Allem zu dienen, was Ihnen den Aufenthalt in Venedig angenehm machen kann.“

Herr Aimond verbeugte sich tief und sagte dann:

„Sie verpflichten mich in hohem Grade, Herr Rousseau, und geben mir den Muth, Ihnen zu gestehen, daß eben der Wunsch, die Unterstützung der Herren von unserer Gesandtschaft zu finden, mich zu Ihnen führt. Ich bin nämlich nicht ganz allein der Musikinstitute Venedigs wegen hierher gekommen —"

„Bitte, lassen Sie sich nieder!"

Der Abbé von Binis schob einen Sessel herbei, und während man sich setzte, fuhr der Fremde fort:

„Ich bin der Verlobte der Signora Corallina."

„Ah!" rief Rousseau aus. „Ganz richtig, ich hörte das noch unlängst!"

„Signora Corallina", sprach der Sänger weiter, „ist für Paris engagirt, man erwartet sie dort sehnlich, aber sie kommt nicht!"

„Freilich, freilich — der Herzog von Gesvres —"

„Der Herzog von Gesvres eben sendet mich", fiel der Sänger ein. „„Gehen Sie, Aimond", sagte er, „Sie sind ihr Bräutigam, und was unsere Herren Diplomaten in Venedig nicht vermögen, wird der Geliebte vermögen. Wenn es nicht anders geht, so entführen Sie sie, wir müssen die Corallina haben, der König will sie hören. Kommen Sie nicht ohne sie zurück.""

„Das ist leichter gesagt als ausgeführt!" schaltete hier achselzuckend der kleine Abbé ein.

„Und doch muß es ausgeführt werden", fuhr der Sänger fort; „ich bin in der That entschlossen, nicht ohne meine Braut zurückzukehren. Ich muß Ihnen gestehen, daß die Aufsicht, die Gefangenschaft, in welcher Signor Giustiniani meine Braut zu erhalten sich erdreistet, mich beunruhigt, beängstigt und empört."

„Italienische Sitten", warf Binis ein. „Ein Unglücklicher, der sich einem Impresario zu eigen gibt, ist hier sein recht- und willenloser Sklave!"

„Ich kenne diese Sitte", sagte Aimond, indem die Röthe des Zorns in seine Wangen stieg, „aber ich denke, es geht über alle Sitte hinaus, wenn Giustiniani mir gestern, als ich mich in seinem Palast meldete, sagen ließ, ich würde meine Braut nicht anders als in seiner Gegenwart sehen. Ich bin empört davongegangen —"

„Das ist allerdings empörend", fiel Rousseau jetzt ein, „und dieser stolze Signore verdiente eine Züchtigung! Aber wie sie ihm geben? Er wird sagen: Der Contract, den Veronese mit mir eingegangen, ist so gut und gültig, wie der, den er mit der Pariser Unternehmung einging, und er wird die Corallina nicht ziehen lassen!"

„So muß man sie entführen, mit List oder Ge-

walt", sagte Aimond heftig. „Ist denn Venedig mit seinen Masken, seinen Gondeln, seinen Abenteuern nicht der Ort, wo —"

„Man einen Theatercoup ausführen kann?" unterbrach ihn Rousseau lächelnd. „Ich fürchte, dagegen wird Niemand mehr als Signor Giustiniani gerüstet sein. Und dann ist eine Entführung ein Criminalverbrechen, zu dem ich nicht die Hand bieten kann. Wir müssen einen andern Hebel einsetzen und ich glaube, ich habe einen gefunden. Sie müssen Ihre Braut heirathen. Wären Sie dazu entschlossen?"

„O sicherlich", gab Aimond lachend zur Antwort; „wenn das möglich zu machen wäre, so würde ich doppelt glücklich von Venedig scheiden! Das Mittel würde mir noch schöner scheinen als der Zweck."

„Als Gatte der schönen Primadonna würden Sie über Sie zu verfügen haben, nicht mehr dieser wortbrüchige Veronese; sie würde Ihnen zu folgen haben, jeder Widerstand Giustiniani's hätte keinen Schein von Recht mehr und würde unnütz sein."

„Gewiß, gewiß, aber die Ausführung dieses Plans?"

„Wird schwer sein, aber nicht unmöglich", sagte Rousseau nachdenkend. „Haben Sie die Güte, mir Ihren Paß zu lassen, ich werde desselben bedürfen.

Und nun erweisen Sie mir die Ehre, mit mir unter den Procuratien zu frühstücken; wir werden dort Herrn Le Blond treffen, unsern Consul; er wird uns einige Aufklärungen, deren ich noch bedarf, geben, und ich denke, der Plan, der mir wie ein Embryo im Kopfe liegt, wird dort zu seiner Reife kommen können."

Zweites Kapitel.

Es lag im Charakter unseres Gesandtschaftssecretärs, der eine so scheue und indolente Natur zeigte und so wenig das praktisch Richtige zu treffen wußte, wo es sich um seine eigenen Interessen handelte, daß er stoßweise von Erregungen zu eifrigem Handeln erfaßt wurde und eine Lust an der Intrigue verrieth, die sonst seinem ganzen Wesen fremd zu sein schien. Dies Wesen war aber aus einer Menge von Gegensätzen gebildet, wie es seine „Bekenntnisse" uns zu entwickeln suchen.

So grübelte er jetzt mit wunderbarem Eifer über einen Plan, den hochmüthigen und gewaltthätigen Patricier um die Perle seiner Theaterunternehmung zu bringen. Zur Ausführung bedurfte er zunächst eines freilich schwer zu erhaltenden Documents, einer Er-

laubniß des Senats für einen der Pfarrer Venedigs, den Sieur Aimond sofort und ohne die Erledigung der sonstigen gesetzlichen Erfordernisse zu verlangen, zu trauen. Solche Licenzen wurden ertheilt, aber sie zu erhalten gelang nur sehr einflußreichen Personen, Mitgliedern des Senats oder wer ihnen an Rang gleich stand. Jedenfalls war es unmöglich, diese Erlaubniß zu erlangen, ohne die Gefahr, daß Giustiniani, der zum großen Rath gehörte, Kunde davon erhielt.

„So muß uns", sagte Rousseau, als Le Blond diesen Einwurf erhob, „so muß uns Giustiniani selber die Erlaubniß verschaffen!"

„Daran werden Sie nicht denken", fiel Le Blond ein, „er wird sich hüten!"

„Doch, doch", versetzte unser Gesandtschaftssecretär. „Hat Giustiniani Sie je gesehen, Herr Aimond?"

„Nein, soviel ich weiß!"

„Desto besser. So hüten Sie sich, als Herr Aimond ihm zu Gesichte zu kommen. Hüllen Sie sich in ein völliges Incognito — Sie sind erst gestern angekommen, Niemand hat Ihren Paß gesehen — Sie können es! Nach dem Blicke, welchen ich in Ihren Paß warf, heißen Sie Sieur Charles Aimond de Saint-Esprée — ich werde Ihnen einen neuen Paß ausfertigen, worin Sie Sieur Charles de Saint-Esprée genannt werden.

Niemand hier vermuthet dann, daß Sie der gefeierte Monsieur Aimond sind, und unser gestrenger Nobile wird in völlige Sicherheit von dieser Seite eingewiegt werden."

„Und dann?" sagte der Sänger.

„Dann wird Herr Le Blond Sie in ein paar Häuser einführen, worin Sie etwas von der venetianischen Gesellschaft sehen. Sie geben sich das Ansehen eines französischen Glücksritters und suchen vor allen Dingen die Bekanntschaft des kleinen Signore Paolucci zu machen, der im vorigen Winter die Impresa des Theaters San-Samuele hatte, der der Concurrent unseres Nobile war und von diesem natürlich von ganzem Herzen gehaßt wird, obwohl beide auf sehr freundschaftlichem Fuße verkehren, wie ich neulich zu bemerken Gelegenheit hatte, als ich sie auf der Gallerie des Dogenpalastes auf und ab schreiten und wechselsweise aus ihren goldenen Tabatièren schnupfen sah. Aber Sie machen nicht allein seine Bekanntschaft, Sie machen seine Eroberung, was Ihnen bei seiner Schwärmerei für Musik nicht schwer sein wird. Sie machen nebenbei die Eroberung seiner Tochter — Sie machen ihr wenigstens in einer möglichst auffälligen Weise den Hof; Sie singen in irgend einer größern Gesellschaft ein Duett mit ihr — man wird von Ihrer Stimme reden, Ihre Persönlich-

keit, Ihre Beflissenheit um Signora Lucia wird auffallen, und dies wird genügen —"

„Es wird noch in dieser Woche eine Abendgesellschaft bei dem Signore Paolucci stattfinden, bei der ich Sie einführen kann", sagte Le Blond.

„Aber meine Braut", gab Aimond zur Antwort „ich fürchte, sie wird meine Treulosigkeit übel vermerken, wenn sie davon hört."

„Corallina lebt im Palast Giustiniani's vollständig abgeschlossen. Sie sieht nur einige Mitglieder ihrer Truppe! Und zudem müssen wir trachten, ihr ein Briefchen von Ihnen zukommen zu lassen, worin Sie ihr Kunde von unserem Plan geben und sie auffordern, sich zur Ausführung desselben bereit zu halten."

„Wenn ich diesen Plan erst selbst durchschaute", fiel Aimond ein.

„Ich glaube ihn doch hinlänglich verrathen zu haben", entgegnete lächelnd der Gesandtschaftssecretär. „Er läuft darauf hinaus, daß sich eine dazu passende Persönlichkeit bei dem Signore Giustiniani um die Trauungserlaubniß für den französischen Glücksritter Sieur Charles de Saint-Esprée verwendet. Dazu gibt man unserem Nobile ganz heimlich zu verstehen, daß die Dame, mit welcher Sie sich im Stillen trauen lassen, welche Sie entführen wollen, Niemand anders sei als

die Signora Lucia, des Signore Paolucci hübsches und, wie man sagt, ein wenig leichtsinniges Töchterlein. Glauben Sie nicht, daß Giustiniani sich höchst beeifert zeigen wird, unsern Wunsch zu erfüllen? Er müßte kein Italiener sein!"

Le Blond lachte, Aimond rief aus:

„In der That, ich bin mit aller Achtung vor Ihren musikalischen Talenten nach Venedig gekommen, aber hoffentlich werde ich Grund haben, noch mehr Achtung vor Ihren diplomatischen Talenten zu hegen, wenn ich von Venedig scheide, Herr Gesandtschaftssecretär!"

„Ich werde Alles thun, was ich kann, um diese gute Meinung zu rechtfertigen, Herr Aimond", gab Rousseau geschmeichelt zur Antwort.

In der That war seine nicht kleine Eitelkeit aufgestachelt, die Sache, von der, wenn sie gelang, ganz Paris reden mußte, glorreich zu Ende zu führen. Er forderte Aimond auf, seinen Theil der gemeinschaftlichen Aufgabe mit Eifer in Angriff zu nehmen, während er über die Ausführung des Uebrigen nachdenken und sie einleiten wolle. Und so trennte sich die kleine Gesellschaft unter den Procuratien. Herr Le Blond hatte noch zum Schlusse die Versicherung gegeben, daß er nöthigenfalls die Verhandlung mit Giustiniani auf sich nehmen wolle, um diesen zur Er-

wirkung des Erlaubnißscheins zu bewegen. Der lebhafte kleine Mann war für das Complot bereits viel zu sehr enthusiasmirt, um dabei an die Gefahren zu denken, vor denen er doch nach seiner neulichen Unterhaltung mit Giustiniani Rousseau selber gewarnt hatte.

Drittes Kapitel.

Die Aufgabe, eine Rolle zu spielen, konnte für Herrn Aimond, den berühmten Bühnenhelden, nicht schwer sein. Er war nicht säumig, die, welche ihm der Secretär der französischen Gesandtschaft zuertheilt hatte, auszuführen, und feierte darin einen Erfolg, wie er vorauszusehen war. Seine erste Erscheinung hatte eingenommen; es war die Erscheinung eines der besten Gesellschaft angehörenden Mannes; seine Unterhaltung und sein Geist hatte alle Personen gefesselt, welchen er vorgestellt worden, und seine Huldigungen waren von der Signorina Lucia, der er sie sogleich zugewandt, mit einer Koketterie aufgenommen worden, welche bewies, wie willkommen sie waren. Kurz, die Erscheinung des französischen Cavaliers machte Aufsehen und ward Gegen-

stand der Unterhaltung in der Gesellschaft, obwohl er einer Klasse von Menschen, jenen abenteuernden französischen Edelleuten ohne Vermögen und rechte Heimat anzugehören schien, die sich damals so viel in der Welt glücksuchend umhertrieben und naturgemäß in keiner großen Achtung standen.

Herr von Saint-Esprée hatte bereits an mehreren Abenden Signorina Lucia in ihrer Loge in der Oper von San-Luca unterhalten dürfen. Er befand sich heute im Hause des Herrn Paolucci, da es eben der Tag war, an welchem dieser die Gemächer seines Hauses am Canal grande seinen Freunden geöffnet hatte.

Es wurde Musik gemacht, Lucia hatte eine Arie aus der neuen Oper „Artaxerxes“ von Hasse gesungen; man hatte ihrer hübschen, feinen Stimme allerlei Complimente gemacht und dann von dem Werthe des neuen Werkes gesprochen. Auch Aimond hatte sich in dies Thema gemischt.

„Sie reden mit solcher Sicherheit von diesen Dingen, mein lieber Saint-Esprée“, nahm nun der Herr des Hauses das Wort, „daß ich darauf schwören möchte, Sie urtheilen von der Musik nicht als Laie, Sie treiben sie selbst ein wenig.“

„Ich bin allerdings ein wenig Dilettant“, versetzte Aimond bescheiden lächelnd.

„Nun, so geben Sie uns eine Probe — tragen Sie etwas vor", sagte Paolucci ermuthigend. „Sie haben an dem Beifall, welchen meine Tochter fand, gesehen, daß die Gesellschaft nicht aus unerbittlichen Kunstrichtern besteht."

Paolucci nöthigte seinen Gast zum Instrument.

Dieser setzte sich, präludirte und begann ein kleines französisches Volkslied.

Schon nach den ersten Noten wurde die Gesellschaft aufmerksam auf den fremden Dilettanten. Es trat eine allgemeine Stille ein. Als Aimond geendet hatte, sah er, daß sich die Anwesenden sämmtlich in den Saal, wo er sich befand, gedrängt hatten, und jetzt brach ein allgemeiner Beifall aus.

„Aber", rief Paolucci aus, „mein theurer Freund, Sie haben einen wundervollen Tenor — weshalb sagten Sie uns das nicht früher? O ich bitte Sie, Sie dürfen das Instrument nicht fortlegen, ohne uns noch mehr Proben dieser ausgezeichneten Stimme gegeben zu haben!"

„Sie sind zu gütig, Signor Paolucci, doch bin ich gern bereit dazu."

Aimond setzte sich wieder, und nachdem er die Einleitung gespielt, begann er eine große heroische Arie aus einer Oper Scarlatti's.

Während die Tonwellen seines mächtigen Organs dahinrollten, ein Strom von Wohllaut, den der Ausdruck einer erhabenen Leidenschaft fortriß, verklärte sich Signor Paolucci's Antlitz, als ob er in den geöffneten Himmel schaue. Er zitterte, er war außer sich vor Entzücken, und als Aimond geendet, umarmte er ihn mit stürmischem Jubel, während Alles rings umher sich in den Ausbrüchen der höchsten Bewunderung ergoß.

„Welche Stimme!“ rief Paolucci aus. „Sie sind groß, Sie sind größer als Alles, was auf unsern Bühnen arbeitet. Mein Himmel, warum entzücken Sie nicht die Welt von der Bühne herab?“

„Ihr Lob ist zu überschwänglich, Signor Paolucci; ich kann nicht im entferntesten daran denken, mich zu messen mit —“

„Mit allen, mit allen können Sie sich messen“, fiel Paolucci ein. „Sie müssen, Sie müssen sich der Bühne zuwenden; ich, ich, ein erfahrener Mann in diesen Dingen, verspreche Ihnen den glänzendsten Erfolg, Ruhm, Schätze. Wäre mir eine Kraft wie die Ihre sicher, ich begänne noch heute wieder eine Truppe zu bilden, ich übernähme wieder das Theater von San-Samuele, und ich vernichtete damit diesen tückischen Giustiniani, der mich ruinirt, der mir mit seiner Co-

rallina für diesen Winter alle Concurrenz unmöglich gemacht hat — o wir würden ihn zu Grunde richten mit einer Stimme wie die Ihre!"

Aimond fuhr fort, diese enthusiastischen Lobsprüche abzulehnen; um sich ihnen zu entziehen, trug er noch ein paar Lieder vor, die den Herrn vom Hause vollends in Schwärmerei für seinen Gast versetzten. Aimond mußte ihm versprechen, schon am folgenden Tage wiederkommen zu wollen; Paolucci bezeigte große Lust, den Mann mit dem wunderbaren Tenor während seines ganzen Aufenthalts in Venedig in Beschlag zu nehmen.

Aimond widersetzte sich dem nicht zu sehr. Er kam am andern und an den folgenden Tagen ins Haus Paolucci's, er sang, er machte Lucia den Hof, er hörte des Hausherrn Versicherungen an, daß ihm nur eine Stimme wie die des Herrn von Saint-Esprée fehle, um seinen Nebenbuhler Giustiniani zu ruiniren.

Bei dem Allem fühlte sich Aimond von einer schweren Sorge bedrückt. Er hatte, wie wir gesehen, sich am Tage seiner Ankunft in Giustiniani's Palast bei Corallina melden lassen und hatte darauf einen Bescheid von Giustiniani selbst erhalten. War seine Meldung zu seiner Braut gelangt? Oder hatte, wenn dies auch

nicht geschehen, Giustiniani es Corallina mitgetheilt, daß er in Venedig sei? Was mußte dann Corallina von ihm denken, was mußte sie glauben? Er hatte ihr allerdings geschrieben, um ihr sein Benehmen zu erklären. Er hatte das Billet Rousseau anvertraut. Aber Rousseau hatte es nicht an seine Adresse befördern können. Auf der Bühne in San-Luca war Corallina von Argusaugen bewacht, im Palaste Giustiniani war kein Diener zu ermitteln, dessen man durch eine Bestechung, die er angenommen, auch wirklich sicher geworden wäre, und man durfte nur mit der höchsten Behutsamkeit verfahren; denn fiel das Billet in Giustiniani's Hände, so war Alles verloren!

„Ich halte diese Unruhe nicht länger aus", sagte Aimond eines Morgens zu Rousseau; „wenn Sie nicht heute noch mein Billet an Corallina gelangen zu lassen wissen, so schleiche ich mich in irgend einer Verkleidung heute Abend, wo Corallina auftreten wird, im Theater San-Luca hinter die Coulissen und spreche mit ihr, allen Giustinianis in der Welt zum Trotz —"

„Und Corallina wird erschrocken zusammenfahren, aufschreien, eine kleine Scene machen, die Alles verräth", sagte der Gesandtschaftssecretär. „Sie werden das lassen, Monsieur Aimond, oder ich ziehe meine Hand von Ihnen ab! Nein, nein, ich weiß bessern Rath.

Wenn Herr Paolucci, wie Sie mir sagten, so sehr für die Idee schwärmt, vermittelst Ihres Beistandes Giustiniani zu ruiniren, so sagen wir ihm offen, daß auch wir nichts Besseres wollen. Gestehen wir ihm, daß wir Giustiniani seine Primadonna entführen wollen, und nehmen wir seine Hülfe in Anspruch. Er ist mit Giustiniani von alter Zeit her wohl bekannt, die Herren machen sich Anstandsbesuche, Paolucci darf als ehemaliger Theaterunternehmer auch hinter den Coulissen von San-Luca erscheinen, ohne zu sehr aufzufallen, er darf der Corallina einen Strauß mit Ihrem Billet darin überreichen —"

„Sie haben Recht. Ihr Gedanke ist vortrefflich", sagte Aimond erheitert. „Operiren wir mit einem dieser habsüchtigen und rachsüchtigen Leute gegen den andern. Ich will noch heute Paolucci sondiren; geben Sie mir dazu mein Billet an Corallina zurück."

„Hier ist es", versetzte Rousseau, indem er es aus seiner Brieftasche nahm.

„Und wie weit sind wir in der Angelegenheit der Trauungserlaubniß?" fragte Aimond.

„Ich habe Le Blond gestern gesprochen", antwortete Rousseau. „Er hat Ihren neuen, blos auf den Namen Saint-Esprée lautenden Paß und wollte die erste Gelegenheit ergreifen, mit dem Nobile zu reden — viel-

leicht hat er es schon gethan — das hören Sie am besten selbst von ihm!"

„Gut denn", entgegnete Aimond; „so will ich mich zuerst zu Paolucci begeben und sehen, ob ich eine gute Stunde bei ihm finde, um mich ihm zu eröffnen — und dann zu Le Blond!"

„Machen Sie die gute Stunde bei Paolucci sich selbst — lassen Sie ihm die Hoffnung durchschimmern, daß Sie, wenn Sie die Corallina mit seiner Hülfe entführen, sich im folgenden Winter mit ihr zu seiner Verfügung stellen werden, falls er wirklich an eine neue Impresa denkt!"

„In der That", sagte lächelnd Aimond, „Sie sind unerschöpflich an Auskunftsmitteln — nous verrons — wenn es nöthig sein sollte, will ich diesen Wink nicht unbenutzt lassen. Uebrigens ist mir nichts willkommener als eine offene Erklärung an den Signor Paolucci, wer ich bin und was ich hier beabsichtige. Denn meine kleinen Aufmerksamkeiten für die Signorina Lucia beginnen von dieser mit einer so offen zur Schau getragenen Genugthuung aufgenommen zu werden, daß, wenn ich nicht sehr irre, Signor Paolucci ein wenig stutzig geworden ist. Mir schien sein Auge mißtrauisch beobachtend auf uns zu liegen, als ich gestern Abend in seine Loge trat und mich mit seiner

Tochter unterhielt. Ich möchte seiner Sorge in dieser Beziehung ein Ende machen."

„Vielleicht ist das auch für Signora Lucia's Herzensruhe zu wünschen", fiel Rousseau neckend ein. „Also gehen Sie und ziehen den guten kleinen Herrn offen ins Geheimniß!"

Viertes Kapitel.

Aimond verließ den Palast der Gesandtschaft, ohne zu ahnen, welche Scenen in diesem Augenblick im Palast Giustiniani und zwar in einem für kleinere Gesangproben bestimmten Saale desselben sich abspielten.

Der Musikdirector des Luca-Theaters saß am Instrument und begleitete einen Sänger und eine Sängerin, welche neben ihm standen und ein Duett einübten; ein halbes Dutzend von Mitgliedern der Bühne plauderte zusammen im Hintergrunde, in einer Fensternische aber standen ein Herr und eine Dame; die Dame eine mittelgroße Gestalt von feinern und ziercichern Formen, als sie gewöhnlich von italienischen Schönheiten gezeigt werden, sonst aber vollberechtigt,

eine italienische Schönheit genannt zu werden. Das üppige blauschwarze Haar umrahmte ein regelmäßiges zartes Oval des Gesichts, in welchem die feinen bogenförmigen Brauen sich über außerordentlich schön geschnittenen dunklen Augen ausspannten, deren Farbe ein sammetweiches Braun war und die so hell und klar und gütig dreinschauten, als ob ein ewiger stiller Frieden in der Seele ruhe, die aus diesen süßen Augensternen blickte. Sie war in einer Morgentoilette, die, wenn sie auch nicht gerade von duftiger Frische und koketter Sorgsamkeit zeugte, welche Damen, die der Bühne angehören, nun einmal nicht ihr eigen nennen, doch ihrer verführerischen Gestalt keinen Eintrag that. Die nur bis zum Ellbogen reichenden weiten Aermel des Jäckchens von weißem Stoff, dessen Schöße auf einen Rock von dunkelblauer Seide niederfielen, ließen einen Unterarm von vollendeter Schönheit frei.

Der Herr, der vor ihr stand, mochte fünfzig Jahre haben. Er war groß, mager, seine Züge waren scharf geschnitten, seine Augen groß, aber unruhig, unstät bewegt; über dem ganzen Antlitz lag der ins Olivengelbe schillernde braune Teint der Südländer. Er war in gepuderter Perrücke, braunem Rock mit großen übersponnenen Knöpfen und schwarzen Kniehosen; dabei trug er einen schmalen Galanteriedegen und

einen dreieckigen Hut mit galonirtem Federrand; er hatte den Hut auf dem Kopfe, auch während er mit der Dame vor ihm sprach.

Doch sprach er mit großer Lebhaftigkeit und wie sehr beflissen, ihr zu gefallen, zu dieser Dame. Er plauderte mit jenem künstlich angenommenen Tone kindlicher Harmlosigkeit und mit dem süßlich zugespitzten Munde zu ihr, der bei Frauen auf zänkische Naturen deutet und bei Männern darauf, daß sie alte Thoren sind. Die Corallina aber, denn sie war es, schien durch dies Geplauder wenig erheitert; ihre rothen Lippen waren wie zum Schmollen aufgeworfen und auf ihren feinen Zügen lag ein Ausdruck von Verdruß.

„Und ich singe die Partie doch nicht!" sagte sie, als Signor Giustiniani inne hielt; „sie ist viel zu hoch für meine Stimme und ich habe nicht Lust, meine Stimme für Ihr Luca-Theater zu ruiniren, ich werde sie länger nöthig haben!"

„Schließen wir Frieden, Bellissima", fiel der Signor ein. „Entschließe Dich, sie einzuüben, und ich schenke Dir das Kleid von Brocatstoff, das Du in der Rolle nöthig haben wirst! Soll ich mich erst an Deinen Vater wenden, damit er sich einmischt? Du weißt, Du hast keinen so sanften und demüthig bittenden Mahner an ihm, wie ich es bin. Sprich ja, Corallina, und ich

kann gehen; meine Zeit drängt, ich habe einem Bekannten versprochen, ihm einen Dienst im Palaste der Signorie zu leisten. Interessirt es Dich, eine hübsche Liebesintrigue zu erfahren? Kennst Du die Signora Lucia Paolucci?"

Giustiniani hatte, als er dies sagte, seine Stimme zum leisesten Flüstern gedämpft.

Corallina horchte auf.

„Sie ist mir gezeigt worden", antwortete sie, „in ihrer Loge im Theater. Seit einigen Abenden sehe ich von Zeit zu Zeit einen Herrn in ihrer Loge auftauchen, der —"

„Der? Du vollendest nicht?"

„Der mir bekannt scheint", warf Corallina wie ausweichend hin.

„Und woher könntest Du ihn kennen?"

„Ich sagte nur, er scheine mir bekannt; er vermeidet es ein wenig auffällig, sein Gesicht der Bühne zuzuwenden, wenigstens wenn ich auf der Bühne beschäftigt bin — doch ich täusche mich wohl!"

Corallina wollte sich abwenden und das Gespräch fallen lassen, aber Giustiniani legte seine Hand auf ihren Arm.

„Um eben diesen Herrn handelt es sich. Höre zu", flüsterte er weiter. „Es ist ein französischer Glücks-

ritter, einer jener Windbeutel, mit denen Frankreich die Höfe, die Bäder und unsere glückliche Stadt Venedig versorgt. Er soll nebenbei eine schöne Stimme haben; Signor Paolucci schwärmt deshalb für ihn und noch mehr des Signore lebenslustiges Töchterlein, scheint es, denn heute hat mich der französische Consul angegangen, diesem Monsieur eine Trauungserlaubniß auszuwirken; er beabsichtigt sich mit einer schönen Tochter unserer gesegneten Meereskönigin heimlich zu vermählen und mit ihr durchzugehen!"

„Mit Lucia Paolucci?" rief Corallina aus.

„Still, still, Kind, nicht so laut. Niemand darf das wissen, und am wenigsten darf ich selber das wissen."

Giustiniani lächelte mit seinem ganzen boshaften Gesicht.

„Und wie heißt dieser Franzose?" fragte Corallina erregt, indem sie jetzt ebenso leise flüsterte wie der Signor, obwohl der Gesang der beiden Operisten am Instrumente es völlig unmöglich machte, etwas von der Unterredung zu verstehen.

„Wie er heißt? Das kann ich Dir ganz genau sagen; ich mußte seinen Paß haben, um die Erlaubniß für ihn zu erwirken, und darin kannst Du selbst es lesen!"

Signor Giustiniani zog den Paß hervor, entfaltete ihn und reichte ihn Corallina.

Diese warf einen Blick hinein. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus, ließ das Blatt zur Erde fallen, und während Todtenblässe die feine rosige Farbe ihres Gesichts verdrängte, starrte sie mit großen Augen den vor ihr stehenden Mann an.

„Um Gotteswillen — Sie betrügen mich — dieser Mann will die Tochter Pao —"

Giustiniani's Hand lag auf ihrem Munde.

„Bei San Marco!" flüsterte er heftig, „schreie das nicht laut in die Welt hinein. Was hast Du?"

„Das fragen Sie noch? Wissen Sie, wer dieser französische Herr ist?"

„Wie soll ich es wissen?"

„Das ist Aimond, mein Bräutigam, der Sänger Aimond —"

„Nicht möglich!"

„Ich sage es Ihnen!" rief Corallina aus. „Aimond heißt mit seinem ganzen Namen Charles Aimond de Saint-Esprée. O der Treulose, der Verräther!"

Corallina's vorhin so sanfte braune Taubenaugen flammten dunkel, schwarz, mit einem erschreckenden Ausdruck der Wuth, ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt schien zu beben. „Der Abscheuliche! Darum

verbarg er sich stets so tief in dem Hintergrund von Paolucci's Loge! Er verbarg sich vor mir, ich sollte nicht ahnen, daß er in Venedig sei!" eiferte sie.

Giustiniani hatte den Paß vom Boden aufgerafft und jetzt streichelte er sich nachdenklich das Kinn. Die Versicherung Corallina's hatte nichts, was ihn sehr überraschen konnte. Er wußte ja, daß Aimond in Venedig war; dieser hatte sich in seinem Palaste gemeldet und war dann nicht wieder erschienen. Erschrocken, besorgt, daß er gekommen, um Corallina ihm abwendig zu machen, hatte Giustiniani sein Wiederkommen erwartet, ohne Corallina von seiner Anwesenheit zu unterrichten. Dies wäre immer noch früh genug gewesen, wenn der Sänger sich noch einmal eingestellt und auf einer Unterredung mit Corallina bestanden hätte. Aber er war nicht wiedergekommen. Giustiniani hatte auch nichts von heimlichen Versuchen des Franzosen, sich seiner Braut zu nähern, bemerkt; so hatte er sich beruhigt. Der Signor Aimond hatte wohl Corallina zu gut behütet gefunden und die Absicht, sie nach Paris zu holen, wenn er zu diesem Ende nach Venedig gekommen war, aufgegeben.

So dachte Giustiniani, bis ihm jetzt klar wurde, daß der Sänger aus einem ganz andern Grunde so rasch für ihn verschollen. Er hatte eine andere Flamme

gefunden, er hatte seine Sängerin vergessen, er hatte die Eroberung einer Venetianerin aus einem reichen, angesehenen Hause gemacht, er wollte diese entführen. Der Franzose war nicht dumm, es verlohnte sich freilich besser der Mühe; eine Paolucci und eine Bühnenprinzessin — darunter konnte die Wahl nicht schwer sein!

Ein Lächeln inniger Befriedigung glitt über seine Züge.

„Il traditore!“ sagte er mit tragischem Pathos. „Er hat Dich vergessen, der Bösewicht!“

Aber Sie, Signor, Sie werden ihm die Erlaubniß, von der Sie reden, nicht verschaffen — nimmermehr!“

„Verachte ihn, Corallina, und laß ihn heirathen, wen er will!“

„Nein, nein, wenn Sie nicht wollen, daß ich zu ihm eile und ihn im Zorne tödte, erdrossele —“

„Das will ich allerdings nicht. Du wirst nichts Deiner Unwürdiges thun, Du wirst keinen Versuch machen, ihn aufzusuchen, ihm zu schreiben, ich will es nicht, ich werde es auf jede Weise zu verhindern wissen“, sagte Giustiniani streng.

„Nun wohl, so schwören Sie mir, daß Sie ihm jene Erlaubniß nicht verschaffen, und daß Sie auch im Palaste der Signorie dafür sorgen, daß Sie ihm überhaupt nicht ertheilt wird!“

Giustiniani schwieg.

„Schwören Sie es mir", drängte Corallina.

„Wirst Du dann jene Rolle übernehmen?"

„Jede Rolle, welche Sie wollen!"

„Gut! Deine Hand darauf! Ich gelobe es Dir!"

Corallina gab ihm die Hand.

„Ich habe Ihren Schwur, Ihr Wort!"

„Du hast es! Es ist abgemacht. Laß Dir von dem Kapellmeister die Rolle geben. Ich muß fort. Addio, cara mia!"

Giustiniani nickte ihr zu, grüßte im Vorübergehen die Gruppe am Klavier mit einer gnädigen Handbewegung, lüftete den Hut, als er an der inmitten des Saales stehenden Gruppe von Mitgliedern seines Theaters, unter denen Veronese und Camilla, Corallina's Vater und Schwester, vorüberging, und verschwand.

Zwei Minuten später ruhte er auf den schwarzen Kissen seiner Gondel, welche, von zwei Ruderern getrieben, pfeilschnell in der Richtung nach dem Palast der Signorie dahinschoß.

Ein boshaftes Lächeln zuckte um seine Lippen.

„Das nimmt eine vortreffliche Wendung", sagte er sich. „Monsieur Aimond läßt seine Braut sitzen und brennt mit Signora Lucia durch, Signora Corallina

aber wird in ihrem ganzen Leben nicht mehr daran denken, nach Paris zu gehen, wo sie den Treulosen wiederfinden, vielleicht mit ihm zusammen Liebesduette singen müßte. Vortrefflich! Ich werde dafür sorgen, daß er auf die gewünschte Trauungserlaubniß nicht zu lange zu warten hat, er soll sie noch heute ausgefertigt erhalten, oder ich will nicht Nobile sein! Und dieser Biedermann Paolucci! Ich denke, seine Musikschwärmerei bekommt, wenn sein Töchterchen mit einem Sänger durchgeht, einen harten Stoß und er denkt nie wieder daran, mir Concurrenz zu machen!"

Die Corallina hatte unterdeß ebenfalls das Musikzimmer verlassen. Sie hatte sich in ihr Wohnzimmer im Palaste geflüchtet, um ihre Aufregung zu verbergen, um allein zu sein mit ihren Gedanken der Wuth, der Rachsucht, der Verzweiflung. An der Wahrheit der Worte Giustiniani's konnte sie nicht zweifeln. Hatte sie nicht selbst mit eigenen Augen Aimond in der Loge Lucia's gesehen? Und weshalb kam er nicht, der Treulose? Er war in Venedig und kümmerte sich nicht um sie; mochte Giustiniani sie bewachen, Briefe auffangen, er konnte Aimond, ihrem Bräutigam, nicht den Zutritt zu ihr verwehren, wenn dieser sich offen einstellte und darauf bestand, sie zu sprechen!

Und was thun jetzt? Sollte sie sich verlassen auf

Giustiniani's Versprechen, daß er die Verbindung verhindern wolle? Sollte sie bauen auf das Wort eines Mannes, der in dieser Sache ein ganz anderes Interesse hatte als sie, der ganz erfreut sein mußte, wenn Aimond sich für ihn unschädlich und ungefährlich machte und Paolucci einen Streich spielte? Hatte sich nicht just deshalb sicherlich der französische Consul gerade an Giustiniani gewendet? Gerade an Giustiniani, der den Unwissenden, den Ueberraschten gewiß nur vor ihr gespielt hatte, der sicherlich wußte, wer der Signor de Saint-Esprée war! Es wäre Thorheit gewesen, auf Giustiniani zu bauen. Er hatte ihr sein Wort gegeben, aber was machte sich ein solcher Mann daraus! Sie mußte Gewißheit haben. Aber wie sie sich verschaffen?

Corallina sann hin und her. Endlich klingelte sie und nach einer Weile erschien eine alte Zofe, die Giustiniani ihr halb als Dienerin, halb als Wächterin beigegeben.

„Teodora", sagte sie, „ich habe nothwendig mit der Tänzerin Morina zu reden. Willst Du zu ihr gehen und sie bitten, mich noch in dieser Stunde zu besuchen?"

„Die Morina? Die Morina haßt Sie, Signorina, und wird Ihnen eine schnöde Antwort geben lassen, wenn —"

„Versuche es immerhin. Sag' ihr, ich hätte mit ihr in ihrem eigenen Interesse zu reden, ihr eine wichtige, hörst Du, eine sehr wichtige Mittheilung zu machen, welche sie selber beträfe; ich hoffe, die Neugierde treibt sie alsdann schon her. Aber noch heute, hörst Du, noch in dieser Stunde womöglich!"

„Gut", versetzte Teodora verwundert, „ich will thun, was Sie wünschen, Signorina; es ist Ihre Sache, ob Sie sich einer hochmüthigen Erwiderung von der naseweisen Ballerina aussetzen wollen!"

„Es ist meine Sache, also geh!"

Teodora ging und Corallina harrte gespannt auf ihre Rückkehr. Die Balletprinzessin war ihre Feindin, denn sie war die erklärte Geliebte Giustiniani's, und sie war eifersüchtig auf die Corallina, auf die der edle Impresario des Luca-Theaters einen Werth legte, die er mit einer Sorgfalt umgab, welche die Morina durchaus nicht durch Corallina's künstlerische Bedeutung und ihren Werth für das Theaterunternehmen gerechtfertigt glaubte, sondern ganz andern Motiven zuschrieb.

Just darauf hatte Corallina ihren kleinen Plan gebaut und sie hatte sich nicht getäuscht darin.

Eine Viertelstunde war verflossen und die Zofe trat wieder ein, hinter ihr die Morina in einem kurzen

Rocke, der ihren bewundernswürdigen Fuß und die feinen Knöchel sehen ließ, in einer mit schwarzen Spitzen besetzten Mantille, die sie über den Kopf und die Stirn geworfen hatte, einen Fächer und eine Halbmaske in der Hand.

„Ich war auf dem Wege zur Probe", sagte sie kurz und kühl, ohne zu grüßen und wie um anzudeuten, daß sie nicht gekommen, wenn sie nicht ohnehin hätte ausgehen wollen.

„Das nimmt der Liebenswürdigkeit, womit Sie kommen, nichts von ihrem Werth", versetzte unbefangen Carollina. „Nehmen Sie dort Platz und ich will Ihnen erklären, was mich bewog, Sie darum zu bitten. Du magst gehen, Teodora."

Teodora machte ein verdrossenes Gesicht, aber sie gehorchte und verließ das Zimmer.

„Ich höre", sagte Morina, sich in ihrem Sessel niederlassend und nachlässig zurücklegend und die Mantille mit einer Bewegung des Kopfes und der Schultern, die sehr hochmüthig und sehr graziös zugleich war, zurückwerfend.

„Sie wissen", begann Corallina, „ich bin mit dem Sänger Aimond von der Pariser Oper seit langem verlobt."

„Man sagt so", lispelte Morina, gleichmüthig ihren Fächer auseinanderbreitend.

„Ich war es wenigstens", fuhr Corallina fort, „denn er hat mich verlassen, um der Tochter des Signore Paolucci den Hof zu machen."

„Der Lucia Paolucci?" fragte Morina aufhorchend. „Ist er denn hier, Ihr Monsieur Aimond?"

„Er ist schon längere Zeit hier und birgt sich unter dem Namen eines Herrn Saint-Esprée."

„Ach, der Treulose!" sagte Morina mit einem Tone, der nur sehr lose die Maske des Bedauerns vorgenommen hatte und einen höhnischen Triumph verrieth.

„Sie können denken, wie sehr ich über diese Abscheulichkeit, über diese grenzenlose Perfidie außer mir bin", fuhr Corallina, ohne sich dadurch beirren zu lassen, fort. „Und Sie können ebenfalls denken, daß ich nicht Lust habe, still und schweigend dem zuzuschauen! Nein, man kennt mich nicht, wenn man solche Geduld und Sanftmuth von mir voraussetzt. Ich habe beschlossen, es auf jede Weise zu hintertreiben!"

„Darin haben Sie Recht", fiel Morina ein. „Rächen Sie sich an dem Ungetreuen! Aber was geht es mich an? Ich werde Ihnen darin nicht beistehen können!"

„O doch, o doch! Hören Sie nur, Sie werden es gewiß!"

„Ich bin begierig."

„Aimond bedarf, um sich mit dieser Lucia Paolucci zu verbinden und sie dann zu entführen, einer Trauungs-erlaubniß von der Signorie."

„Möglich", sagte Morina, „es sei denn, daß die Signorina ihm ohne Trauung folgte! Weshalb nicht, wenn sie überhaupt mit ihm durchgeht?"

„Sie muß das nicht wollen, denn sonst hätte Aimond nicht nöthig gehabt, sich um eine solche Erlaubniß zu bewerben, sonst hätte man sich nicht an Giustiniani gewandt, sie ihm zu verschaffen."

„An Giustiniani?"

„An Niemand anders als ihn; er sprach mir davon und so erfuhr ich Alles."

„In der That, durch ihn!" rief Morina mit einem zornigen Blitzen des Auges aus. „Er theilt Ihnen solche Amtsangelegenheiten mit?"

„Und er", sprach Corallina, die mit Vergnügen diese eifersüchtige Wallung bemerkte, „er gab meinen Bitten nach und schwur mir, dem treulosen Menschen diese Erlaubniß nicht ertheilen zu wollen, auch dafür Sorge tragen zu wollen, daß sie ihm in der Signorie nicht ausgestellt werde!"

„Nun, dann können Sie ja beruhigt sein!" fiel Morina kalt ein.

„Beruhigt? Ich bin es durchaus nicht. Ich bemerkte

wohl, daß seine Augen vor Freude leuchteten bei der Entdeckung, daß mein Bräutigam mir die Treue breche und auf immer für mich verloren sei!"

„Ich kann es mir denken, er ist so falsch!" murmelte Morina zwischen den Zähnen.

„Und deshalb fürchte ich ihn, fürchte, daß er viel lieber Aimond's abscheulichen Vorsatz begünstigen wird, um dann meiner ganz sicher zu sein; und ich, ich will nun einmal nicht", fuhr Corallina zornig und mit bebenden Lippen fort, „daß dies Vorhaben, diese Entführung gelinge, ich will es nicht, daß Giustiniani, dem gegenüber ich als die Braut eines Andern so viel Vertheidigungsmittel hatte, triumphire —"

„Sie haben Recht, Sie haben Recht!" fiel hier Morina und diesmal sehr lebhaft ein. „Ihre Ehre leidet es nicht, daß Aimond, der Ihr Bräutigam, hier, fast unter Ihren Augen, ein solches Verbrechen ausführt. Sie müssen Alles aufwenden, Corallina, es zu verhindern!"

„Ich bin ja auch entschlossen dazu, und deshalb muß ich wissen, ob Giustiniani das Gelübde hält, welches er mir geleistet hat, oder nicht. Wenn er dafür sorgt, daß Aimond jene Trauungserlaubniß nicht erhält, so kann ich fürs erste beruhigt sein und über die Mittel nachdenken, mich mit Aimond wieder in Ver=

bindung zu setzen, ihn zu mir zurückzuführen; wenn aber Giustiniani falsch und treulos handelt und nur das thut, worin er seinen Vortheil erblickt, dann muß ich sofort etwas Entscheidendes thun!"

Morina nickte nur ihren Beifall zu diesen Worten.

„Ich muß also wissen", fuhr Corallina fort, „was Giustiniani thut, und darum wende ich mich an Sie, Morina!"

„An mich?" fragte diese gedehnt.

„Sie können nicht wollen", antwortete Corallina eifrig, „daß Giustiniani — seien wir offen gegen einander — Sie können nicht wollen, daß er Aimond's Vorhaben begünstigt und ich immer mehr in seine Gewalt gerathe."

Morina machte mit trotzigem Lippenaufwerfen ein sehr hochmüthiges Gesicht, aber innerlich fühlte sie vollständig die Richtigkeit dieser Bemerkung.

„Darum", sprach Corallina weiter, „bitte ich Sie, stehen Sie mir bei. Giustiniani liebt Sie, er hat vor Ihnen kein Geheimniß, er hat wenigstens keine, die Sie ihm, wenn Sie wollen, nicht entlocken könnten. O thun Sie es diesmal um meinetwillen, stehen Sie mir bei, entlocken Sie ihm, was er thut, ergründen Sie, ob er mir Wort hält, ob er dafür sorgt, daß die Signorie jene Erlaubniß nicht ertheilt, oder ob er

meineidig genug ist, eine solche Erlauniß gar noch zu befürworten und auszuwirken!“

Morina schwieg anfangs, dann sagte sie flüsternd:

„Und wo sollte ich Ihnen das Ergebniß meiner Unterhaltung mit ihm darüber zukommen lassen?“

„Im Theater, heute Abend, wenn es möglich ist.“

„Ich trete im Ballet: Der Bienenkorb auf.“

„Und ich werde, da ich nicht zu singen habe, in meiner Loge sein. Ein bloßes Zeichen würde mir genügen!“

„Nun wohl“, versetzte Morina, „so verabreden wir ein Zeichen!“

„Etwas, das für mich wie ein Ja oder Nein ist, eine Bewegung, ein Wink der Hand, der mir sagt: er hielt Wort, oder: er betrog dich!“

Morina nickte wieder mit dem Kopfe.

„Ich werde das Meinige thun“, sagte sie, „um zu erfahren, was Giustiniani gethan hat; wenn es mir bis heute Abend gelingt, so werde ich an meiner rechten Schläfe entweder eine rothe oder eine weiße Rose tragen. Die weiße Rose heißt: er hielt sein Versprechen, die rothe bedeutet: er betrog Dich und hat in der Signorie die Trauungserlaubniß bewirkt.“

„Gut, gut, so sei es!“ rief Corallina aus. „O ich danke Ihnen, Morina, Sie sollen sehen, daß Sie keine Undankbare verpflichtet haben!“

Dabei streckte Corallina ihrer hübschen Feindin und Bundesgenossin die Hand hin.

Morina berührte sie mit den Spitzen ihrer Finger und brach dann auf, nachdem sie mit einem gönnerhaften Lächeln Abschied genommen.

Nachdem dies kleine Complot geschlossen worden, zu dem der gemeinsame Vortheil die beiden feindlichen Mächte so rasch zusammengeführt hatte, erwartete Corallina in fieberhafter Spannung den Abend.

Der Abend kam und mit ihm die Theaterstunde, und mit der Oper das Ballet und mit dem Ballet als Bienenkönigin die Morina. Als sie aus den Coulissen hervorschwebte, gewahrte Corallina erbleichend mit dem ersten Blick an ihrer linken Schläfe die rothe Rose!

„Nun wohl", murmelte sie bei diesem Anblicke ingrimmig zwischen den Zähnen, „so verlasse ich mich auf Niemand mehr als auf mich selber und gehe den geradesten Weg!"

Als die Theatervorstellung zu Ende, als sie wieder in ihrem Zimmer im Palaste Giustiniani's war, schloß sie dieses sorgfältig ab und setzte sich nieder, um einen Brief zu schreiben.

Sie schrieb an den Signore Paolucci.

Es waren wenige Worte, aber sie genügten, um

diesem das ganze Complot, das, wie Corallina glaubte, gegen ihn von Aimond und seiner Tochter Lucia geschmiedet worden, zu verrathen.

Als der Brief fertig, versteckte Corallina ihn in ihrem Kleide und begann über den Weg nachzusinnen, auf welchem sie ihn ganz sicher an seine Adresse gelangen lassen könne.

Fünftes Kapitel.

Aimond war sehr freudig überrascht, als er am andern Morgen bei Rousseau eintrat und dieser ihm entgegenrief:

„Sie kommen gerade im rechten Augenblick, Herr Aimond. Vor einer Viertelstunde war unser vortrefflicher Consul hier, um mir die Trauungserlaubniß zu bringen. In der Frühe dieses Morgens hat Signor Giustiniani sie gesendet; hier ist sie, vollständig in Ordnung, gezeichnet von zwei Signoren und untersiegelt mit dem geflügelten Löwen des heiligen Marcus. Sie haben jedoch zehn Zechinen dafür zu erlegen und eine für den Boten, zusammen neunundneunzig Livres."

Aimond nahm begierig das Document und zahlte die geforderte Summe.

„Sprachen Sie schon mit Paolucci?" fuhr Rousseau fort.

„Noch nicht, ich fand ihn gestern nicht daheim; aber es wird jetzt die höchste Zeit."

„Allerdings, Sie dürfen es nicht verschieben. Und haben Sie eine günstige Antwort von ihm, so wenden Sie sich jetzt wegen der Trauung an den Pfarrer von Santa-Maria della Salute. Die Kirche liegt in der Nähe, und der Pfarrer soll ein Mann sein, mit dem man sich leicht verständigt, wenn man seine Dienste für solche Anliegen, wie das Ihre, in Anspruch nimmt. Le Blond sagt es mir. Sie dürfen die Zechinen freilich nicht sparen."

„Gut", versetzte Aimond, „und ich denke, Sie schlagen mir die Bitte nicht ab, mich als Zeuge zu begleiten; als Zeugin und Brautführerin für Corallina hoffe ich Signora Lucia zu gewinnen."

„Sind Sie so sicher, daß Signora Lucia dieser Verbindung ihren Beifall schenken wird?"

„Ich zweifle nicht daran", sagte Aimond.

„Nun, versuchen Sie Ihr Glück — wer weiß! Aber dann werden Sie mich nicht hinzuziehen können — ich darf nicht mit Signora Paolucci eine solche Pathenschaft bei Ihrer Verbindung übernehmen, denn Paolucci gehört zu den Nobiles und wir von den Gesandtschaf-

ten leben von diesen Leuten durch eine unübersteigliche Scheidewand getrennt; wir haben uns einander als von der Pest Angesteckte zu betrachten. Wenn Sie jedoch statt meiner Le Blond wollen, so wird er hoffentlich nichts einzuwenden haben. Auch werde ich mich in der Kirche als Zuschauer einstellen."

Aimond war mit dem Consul statt des Gesandtschaftssecretärs zufrieden und verabschiedete sich, nachdem er Rousseau seine Dankbarkeit betheuert, um Paolucci aufzusuchen.

Signor Paolucci war für den Herrn von Saint-Esprée zu jeder Tagesstunde zu Hause. Als Aimond bei ihm eingeführt wurde, fand er den lebhaften alten Herrn auf einer Ottomane liegend, Eiswasser schlürfend und ein dolce far niente von Zeit zu Zeit dadurch unterbrechend, daß er einen Band der Memoiren Goldoni's aufnahm, ein paar Seiten darin las und dann das Buch wieder hinwarf, um die gemalte Decke seines Zimmers anzustarren. Aimond's Eintreten, zu einer Stunde, welche in dem mehr in der Nacht als am Tage lebenden Venedig für einen Besuch eine ungewöhnlich frühe war, ließ ihn sehr überrascht aufblicken.

„Ah, Monsieur de Saint-Esprée", rief er, sich halb erhebend, aus. „Sie sehen aus, als ob etwas Besonderes Sie herführte!"

„Dem ist in der That so, Signor Paolucci!“ versetzte Aimond.

„Was bringen Sie denn?“ fuhr der Italiener fort, indem er auf einen Sessel deutete.

Aimond ließ sich nieder und erwiderte:

„Ich bringe Ihnen ein Bekenntniß — ein Bekenntniß, welches ich Ihnen mit dem vollsten Vertrauen, das man auf die Güte eines Menschen setzen kann, zu machen mich entschlossen habe.“

„Ein Bekenntniß?“ erwiderte Paolucci, sich völlig aufrecht setzend und etwas von unangenehmem Betroffensein in seinen Zügen verrathend. „Ich bin nicht neugierig, Monsieur de Saint-Esprée, und es hat mitunter sein Gefährliches, Bekenntnisse, die nicht verlangt werden, zu machen.“

„Mag sein“, fiel Aimond ein, „aber es drängt mich, offen gegen Sie zu sein. Sie haben mich mit so viel unverdienter Huld und Güte aufgenommen, Sie haben mir mit solchem Vertrauen Ihr Haus geöffnet, mich in den Kreis Ihrer Gesellschaft gezogen, mir den Aufenthalt in Venedig dadurch zu einem wahren Feste gemacht — es wäre unverantwortlich, es wäre elend, wenn ich fortführe, Sie zu täuschen —“

„Ah, Sie haben mich also bisher getäuscht?“ rief Paolucci mit großer Verdrossenheit aus, indem er in

Gedanken hinzusetzte: „Es ist richtig, er macht Lucia zum Gegenstand seiner Wünsche und will mit einer Werbung herausrücken. Der freche Abenteurer!"

„Ich habe Sie getäuscht", fuhr Aimond fort. „Aber indem ich jetzt aufhöre, es zu thun, und Ihnen meine Bekenntnisse mache, werde ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen können?"

„Meine Verschwiegenheit? Ich wüßte nicht, was Sie daran zweifeln lassen könnte. Indiscretion ist der letzte Fehler, welchen man uns Venetianern vorwerfen könnte, denk' ich!"

„Ich habe also Ihr Wort?"

„Das Wort eines Nobile!"

„Wohl denn! So hören Sie: Ich bin nicht, was ich Ihnen scheine, als was ich mich Ihnen vorstellen ließ — ein französischer Glücksritter. Ich bin Aimond, der erste Tenor der italienischen Oper in Paris."

„Ah, in der That!" rief Signor Paolucci höchst überrascht aus. „Und glauben Sie mir deshalb weniger willkommen zu sein, daß Sie so zerknirscht von diesem Bekenntnisse redeten?"

„Das nicht, aber meine Bekenntnisse sind noch nicht zu Ende!"

„So?" sagte Paolucci ein wenig beklommen.

„Ich bin", fuhr Aimond fort, „zu einem besondern

Zwecke in Venedig. Ich will mir eine Frau aus Venedig holen —"

„Herr Aimond", rief Paolucci erschrocken, „was kann es nützen, daß Sie mir Bekenntnisse in einer Angelegenheit machen, welche mich unmöglich, ich sage ganz unmöglich berühren kann!"

„Doch bitte ich, mich fortfahren zu lassen. Es war im Herbste, als Signor Veronese mit seiner Tochter Corallina zu Gastrollen Paris besuchte. Corallina machte meine Eroberung in einem Grade, daß ich ihr meine Hand anbot; sie nahm sie an, sie ward meine Braut —"

„Ah, die Corallina!" rief Paolucci wie elektrisirt aus. „Um die Corallina handelt es sich?"

„Um Niemand anders."

„Vortrefflich, vortrefflich", sagte Paolucci, dem plötzlich ein Stein vom Herzen gefallen schien und der nun die äußerste Spannung auf die Bekenntnisse Aimond's verrieth, denen er eben noch mit so viel Eifer Einhalt zu thun gestrebt hatte. „Erzählen Sie weiter!"

„Corallina ward meine Braut, Veronese aber ließ sich von ihr und mir bewegen, einen Contract mit der Verwaltung unserer italienischen Oper abzuschließen, wonach beide während dieses Winters dieser Unternehmung angehören wollten. Zugleich sollte dann um

Neujahr meine und Corallina's Verbindung stattfinden. Nach Venedig zurückgekehrt, hat jedoch Veronese seine Verpflichtungen vergessen, hat sich aufs neue von Giustiniani engagiren lassen, und keine Mahnungen bei Veronese, keine Reclamationen bei Giustiniani haben etwas gefruchtet."

„Ja, man kennt das, man kennt das!" fiel Paolucci lachend ein.

„Die Reclamationen", sprach Aimond weiter, „haben nur dazu gedient, Giustiniani im höchsten Grade argwöhnisch zu machen. Er hält die Corallina in seinem Palaste eingeschlossen und bewacht sie wie ein Drache seinen Schatz!"

„Er ist ein Tyrann, ein Unmensch, fähig zu Allem", rief Paolucci aus. „O, ich kenn' ihn!"

„Nun wohl", fuhr Aimond fort, „da die Dinge so stehen, bin ich zu dem Entschlusse gekommen, mich mit Corallina hier in Venedig trauen zu lassen, ganz insgeheim, hinter Giustiniani's Rücken. Ist sie mein Weib, so muß sie mir folgen, Niemand in der Welt darf dann noch zwischen sie und mich treten, Veronese's Gewalt über sie hört auf —"

„Sie heirathen?" rief Paolucci aus. „Das wäre ein vortreffliches Mittel, aber wie wollen Sie es zu Stande bringen?"

„Ich habe die Trauungserlaubniß dazu in der Tasche; ich kann von jedem Pfarrer Venedigs daraufhin ohne weiteres getraut werden. Das Einzige, was mir im Wege steht, ist, daß es mir bis heute nicht gelang, auf ganz sicherem Wege mich mit Corallina in Verbindung zu setzen; es war nicht möglich, eine Persönlichkeit zu finden, der man mit voller Sicherheit eine Botschaft an sie anvertrauen konnte. Und doch ist es höchste Zeit, daß sie erfährt, was ich beabsichtige, und daß ich von ihr erfahre, in welcher Stunde es ihr möglich sein werde, aus dem Palaste Giustiniani zu entkommen, nur auf eine halbe Stunde zu entkommen und sich in die ihr nahe Kirche von Santa-Maria della Salute zu begeben."

„Sind Sie so sicher, daß sie einwilligt?"

„Ich zweifle keinen Augenblick daran, wenn nur das Mittel gefunden wäre, ihr eine schriftliche oder mündliche Mittheilung zu machen. Und dies, Signor Paolucci, führt mich zu Ihnen. Wenn Sie sich meiner in dieser Verlegenheit erbarmen wollten — Sie können Giustiniani's Palast, können während der Proben sein Theater besuchen; die Gelegenheit, Corallina zu sprechen, würde sich Ihnen so leicht bieten —"

„Ah", rief Paolucci überrascht aus, „Sie muthen

mir da eine schöne Rolle zu, bei San-Marco, mein lieber Aimond! Was denken Sie!"

„Daß Sie sich meiner Noth erbarmen und auch gern dazu mitwirken würden, der Gewaltthätigkeit dieses Giustiniani ein Opfer zu entführen, das —"

„Und dieser Gewaltthätigkeit Giustiniani's soll ich trotzen — ich alter, schwacher Mann? Wenn er erführe, daß ich bei dem Complot mitgewirkt, welches ihm seine Corallina entzieht, seine Unternehmung ruinirt, er würde nicht rasten, bis er sich blutig gerächt hätte. Nein, nein, Herr von Saint-Esprée — Herr Aimond, wollt' ich sagen — muthen Sie mir nicht etwas zu, das mich zittern macht."

„Dann fühle ich mich völlig hülflos!" sagte Aimond betreten. „Und hätten Sie mir nicht wenigstens einen Rath zu ertheilen, einen Wink zu geben, wie —"

„Einen Wink?" sagte der Italiener nachdenklich. Die Feigheit und die Lust, Giustiniani einen Streich gespielt zu sehen, welcher diesen so schmerzlich treffen mußte, kämpften augenscheinlich in ihm; am Ende schien die letztere die Oberhand zu bekommen; er antwortete zögernd: „Ich könnte etwas für Sie thun. Der Souffleur des San-Luca-Theaters stand früher, als ich noch Impresario war, in meinen Diensten. Ich hatte Gelegenheit, den Menschen zu verpflichten,

und ich glaube, daß er mir unbedingt ergeben ist. Die Gelegenheit, mit Corallina zu reden, kann ihm nicht fehlen. Ich will den Mann noch heute zu mir bescheiden lassen; da er im Verkehr mit meiner Dienerschaft steht, kann das, ohne auffällig zu sein, ausgeführt werden. Ich werde ihm sagen, daß ein Freund von mir seiner Dienste bedürfe, und ich werde ihn zu Ihnen senden; er soll noch heute Nacht, nach der Vorstellung in San-Luca, in Ihr Quartier kommen. Er heißt Castruccio. Sie sollen selbst mit ihm reden. Ob er Ihr Verlangen erfüllen wird, dafür kann ich Ihnen nicht einstehen. Aber ich kann mich dafür verbürgen, daß er schweigen und Sie nicht verrathen wird."

„Sie machen mich zeitlebens zu Ihrem Diener, Signor Paolucci."

„Ich wünsche von Herzen, daß Ihr Plan gelinge, Herr Aimond, und ich denke, dieser Fuchs Castruccio ist Ihr Mann."

„Hoffen wir es", sagte Aimond. „Und wenn es mir gelingt, würde Ihre Güte so weit gehen, daß Sie Signora Lucia erlaubten, als Corallina's Brautführerin und Zeugin bei der Trauung gegenwärtig zu sein? Ich kenne keine Dame in Venedig, bei der ich so viel Güte für uns voraussetzen dürfte!"

„Meine Tochter Lucia?" erwiderte Paolucci ein wenig gedehnt. „Ich würde nicht ganz ohne Unruhe dabei sein —"

„Aber die Trauung soll nachts in aller Heimlichkeit vollzogen werden, und wer wird Signora Lucia unter der Maske, die sie nehmen würde, erkennen?"

„Nun ja", versetzte der Italiener, „ich bin nicht dagegen; machen Sie es mit meiner Tochter selbst aus, ob sie Ihnen den Dienst leisten will."

„Ich danke Ihnen von Herzensgrunde, Signor Paolucci", rief Aimond aus und erhob sich, um dem alten Herrn die Hand zu schütteln.

„Darf ich mich bei Signora Lucia melden lassen?" fragte er dabei.

„Ich will Sie zu ihr führen", entgegnete Paolucci, der von dem Allem sehr lebhaft bewegt war und sich ebenfalls erhob, um mit kleinen trippelnden Schritten Aimond voran in die Wohnung seiner Tochter zu eilen.

Eine halbe Stunde nachher verließ Aimond mit sehr befriedigten Mienen das Haus Paolucci's, um sich nach der Kirche hinüberrudern zu lassen. Auch bei dem Pfarrer von Santa-Maria della Salute mußte er auf keine Schwierigkeiten gestoßen sein; er

kam nach einer Unterredung von einer Viertelstunde von ihm zurück, denselben Ausdruck freudiger Erregtheit in seinen Zügen, und ließ sich nach seinem Quartiere rudern, um dort die Nacht und das Erscheinen des Souffleurs abzuwarten.

Sechstes Kapitel.

Der Tag, welcher für Charles Aimond de Saint-Esprée so glücklich begonnen, sollte nicht enden, ohne die alte Wahrheit zu bestätigen, daß, wie es Tage gibt, an welchen uns Alles mißlingt und Verdruß und Widerwärtigkeiten sich häufen, es andere gibt, an welchen Alles sich glücklich gestaltet, Alles zusammenzutreffen scheint, unsere Wünsche zu erfüllen. Es mochte elf Uhr in der Nacht sein, als der Kellner der Stella d'oro des Hotels, in welchem Aimond seine Wohnung genommen, in das Zimmer des letztern einen Fremden einführte, der sich alsbald als Signor Cesare Castruccio, Souffleur des San-Luca-Theaters, zu erkennen gab. Es war ein magerer, ziemlich großer Mann mit einem langen, tief durchfurchten Gesichte und mit einem Aus-

drucke, der Aimond nicht gerade aufgefordert hätte, vorzugsweise ihm sein Vertrauen zu schenken. Aber Paolucci war für ihn eingestanden, Aimond hatte keine Wahl, er wagte es darauf und schenkte ihm sein Vertrauen. „Also, Signor Castruccio", schloß er seine Mittheilung, „wollen Sie mir dienen? Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich Ihnen jeden Preis zahlen werde, den Sie auf Ihre Vermittlung setzen."

Der Italiener machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und dann sagte er, mit dem Kopfe nickend und wie nachsinnend:

„Es ist ein wenig viel verlangt, Signor Aimond; wird es entdeckt, daß Cesare Castruccio die Hand dabei im Spiele hatte, so bin ich um meine Stelle; und ich habe Familie, Signor, Weib und Kinder, drei, nein, vier Kinder, das jüngste ist drei Tage alt —"

„Wie sollt' es entdeckt werden? Die Signora Corallina wird sicherlich ebenso wenig daran denken als ich, Sie zu verrathen, wenn Sie einen Brief von mir an sie besorgen und eine Antwort von ihr —"

Castruccio machte wieder seine Handbewegung und wiegte mit einem schlauen Blicke seinen Kopf.

„Briefe?" sagte er. „Briefe sind gefährlich; sie werden verloren, werden gefunden, kommen in die unrechte Hand. Mit einem Briefe der Signora Corallina

ist für Sie noch wenig gewonnen; Sie müssen die Signora selber haben und das ist die Schwierigkeit —"

„Freilich, das ist die Schwierigkeit, die es zu überwinden gibt. Giustiniani's Wachsamkeit muß getäuscht werden, Corallina muß Mittel und Wege finden, auf eine Stunde dem Palaste Giustiniani's zu entkommen. Ich habe mir gedacht, daß es möglich sein müsse nach einer Vorstellung auf dem San-Luca-Theater. Mit einer Maske versehen, wird sie statt der auf sie wartenden Gondel in eine andere schlüpfen und den Gondolier veranlassen können, sie rasch aus dem Gedränge der Gondeln an der Theaterthür fort nach der Kirche zu rudern."

Castruccio gesticulirte lebhaft abwehrend. „Es kann gelingen", sagte er eifrig, „aber auch mißlingen. Corallina hätte nicht allein ihre alte Zofe, welche ihr nicht von der Seite weicht, sondern auch ihre Schwester Camilla zu fürchten, die mit ihr in der Theatergondel heimzufahren pflegt; Schwestern, Sängerinnen, das lebt in ewigem Hader zusammen, beargwöhnt und controlirt sich; dann ist der alte Veronese und der ganze Haufen der andern Sänger und Sängerinnen da — es wäre ein Wunder, wenn die Signora es fertig brächte, zu entwischen."

„Und was rathen Sie denn, lieber Castruccio?"

„Es kommt Alles darauf an, Signor, ob alle Ihre Vorbereitungen getroffen sind. Sind sie es, so ist die Sache fertig; sie ist fertig, wenn sie gleich morgen ausgeführt werden kann. Dann ist Cesare Castruccio der Mann, Ihnen zu helfen.“

„Gleich morgen? Dem steht nichts entgegen.“

„Wohl denn, so hören Sie. Ich sagte Ihnen, daß mein jüngstes Kind, ein Mädchen, drei Tage alt ist. Dies Kind wird morgen in den Nachmittagsstunden getauft. Ich habe Signora Corallina, meine Gönnerin, meine Wohlthäterin, schon vor Wochen zur Pathin gebeten. Sie hat es mir zugesagt. Sie ist ein Engel für uns armes Volk vom Theater; wenn nicht der tückische alte Veronese wäre, sie würde Alles, was sie einnimmt, hergeben, um einer armen Familie zu helfen, wo es fehlt. Signora Corallina wird um fünf Uhr in meine Wohnung kommen; Signor Veronese wird sie begleiten; wir werden nach San-Stefano zur Taufe fahren; wir werden nach meinem Hause zurückkehren und dort ein kleines Fest haben; wir werden Veronese dabei betrunken machen; und wenn die Stunde gekommen, werden wir, die Signora Corallina und ich, nach Santa-Maria della Salute fahren. Das ist, was ich übernehme, Signor Francese; das Andere ist Ihre Sache. Sind Sie zufrieden?“

„Vollkommen“, rief Aimond entzückt aus, „vollkommen! Ich hätte in ganz Venedig keinen Mann finden können wie Sie, Signor Castruccio. Wie soll ich Sie belohnen?“

„Gute Thaten belohnen sich selbst“, sagte lächelnd der Italiener. „Ich denke, es ist eine gute That, ein liebendes Paar, wie Signora Corallina und Sie, zusammenzubringen. Aber ich fürchte, daß ich meinen Brodherrn, diesen Giustiniani, der mich freilich wie ein Tyrann mißhandelt, betrüge und verrathe, das ist keine gute That. Für diesen Theil der Sache müßte also der Lohn von Ihnen kommen, Signor. Und Sie werden nicht feilschen bei einer solchen Sache. Sie werden meinem kleinen armen Täufling ein Angebinde in die Windeln schieben. Wir sind beide Galantuomini —“

„Wollen Sie mir nicht offen sagen, was Sie erwarten? Es wäre mir lieber —“

„Wozu“, fiel Castruccio ein, „wozu sollt’ es dienen? Ich bin überzeugt, daß ein Herr wie der Signor Francese nicht unter hundert Zechinen dem Manne spendet, dem er sein Glück verdankt. Wozu soll ich fordern —“

„Gut, gut“, versetzte Aimond lächelnd und zu seinem Schreibtische gehend. „Nehmen Sie die Hälfte dieser Summe auf Abschlag; Sie werden Auslagen für

einige Flaschen guten Cyper- und Chierweins haben, die Sie Signor Veronese vorsetzen müssen."

Der Italiener strich behaglich die Goldstücke ein.

„Sorgen Sie nicht", sagte er lachend, „der Wein wird gut und feurig sein. Also auf Wiedersehen, Signor Francese! Um welche Stunde soll es sein?"

„Um elf Uhr. Ist das zu früh?"

„Eher zu spät. Giustiniani könnte ungeduldig werden, wenn die Signora so lange ausbleibt, er könnte selbst kommen, um nach ihr zu sehen, und uns überraschen. Lassen Sie es zehn Uhr sein!"

„Wohl denn, zehn Uhr. Um zehn Uhr erwarte ich Sie mit Corallina an der Kirche Santa-Maria della Salute."

„Verlassen Sie sich auf mich!"

Der Italiener ging. Von Aimond's Augen verscheuchte die freudige Erwartung während der ganzen Nacht den Schlummer.

Am andern Morgen in der Frühe schrieb er ein Billet an Signor Paolucci. Er dankte ihm für die Vermittelung des besten Helfers, den er habe finden können, und indem er ihm anzeigte, daß seine Trauung am Abende um zehn Uhr stattfinden werde, bat er, der Signora Lucia davon Kunde zu geben; im Vertrauen auf das gnädige Versprechen der Signora werde

er um halb zehn im Hause Paolucci's erscheinen und Signora Lucia nach der Kirche abholen.

Sodann eilte Aimond zum Pfarrer von Santa-Maria, und nachdem er mit dem ehrwürdigen Herrn Alles verabredet, ging er ins Hotel der französischen Gesandtschaft, um Rousseau seine Erfolge mitzutheilen. Dieser wünschte ihm von Herzen Glück und wiederholte sein Versprechen, um zehn Uhr abends sich ebenfalls in der Kirche einzufinden.

Siebentes Kapitel.

Um die Stunde, in welcher Aimond bei Rousseau eintrat, lag Signor Paolucci wieder in seinem Gemache auf der Ottomane ausgestreckt, die Memoiren Goldoni's in der Hand, doch heute noch weniger von ihnen gefesselt, als er es gestern gewesen, wo ihn Aimond in der Beschäftigung damit gestört. Die zerstreut umherschweifenden Gedanken, welche gestern seine Sinne von der Lectüre abgezogen, hatten heute ein sehr bestimmtes Ziel und zwar ein Ziel, bei dem sie mit großem Wohlbehagen verweilten. Er dachte an Giustiniani's Aerger, an seine Wuth, an seine Verzweiflung, wenn er wahrnehme, daß er um seine Corallina betrogen, daß sie auf immer für ihn verloren sei; und zu diesem Streiche, der dem hochmüthigen Nobile gespielt werden sollte,

hatte er, Paolucci, beigetragen, indem er Aimond einen Gehülfen im feindlichen Lager zugewiesen, und konnte doch sicher sein, daß es nie an den Tag komme, wie er die Hände im Complot gehabt. Signor Paolucci war in fröhlich gehobener Stimmung und ein spöttisches Lächeln zuckte um seinen Mund. War ihm doch auch die Sorge, daß sich zwischen dem französischen Sänger und seiner Lucia ein Liebesverhältniß entsponnen, gänzlich vom Herzen genommen. Paolucci war gestern selbst Zeuge gewesen, wie seine Tochter Aimond's Mittheilungen allerdings höchst erregt und gespannt, aber nur mit dem Eifer allgemeiner weiblicher Theilnahme für solche Dinge aufgenommen und wie sie ganz bereitwillig darauf eingegangen, der Signora Corallina den Dienst zu leisten, um welchen Aimond sie gebeten.

Ein Diener trat ein und brachte dem Nobile zwei Billets.

„Wer hat sie gebracht, Domenico?“ fragte er, indem er die Adressen musterte.

„Das eine kommt aus der Stella d'oro. Das andere hat so eben ein Diener des San-Luca-Theaters gebracht. Er sagte, es sei wichtig und ich solle es Ihnen sogleich selbst übergeben.“

„Ah!“ rief Paolucci aus. „Es wird von Castruccio

sein", setzte er für sich hinzu. „Du kannst gehen, Domenico. — Sehen wir zuerst, was der Franzose schreibt!"

Paolucci erbrach, während sein Diener sich entfernte, das Billet Aimond's und las es mit voller Befriedigung.

„Va bene, va bene", sagte er. „Bringen wir Lucia diese Nachricht, aber sehen wir vorher, was Castruccio meldet."

Er erbrach das zweite Billet. Es war nicht von Cesare Castruccio; es enthielt eine ganz andere Unterschrift und zwar keine andere als die: Corallina Veronese.

„Demonio! Was ist das?" rief Paolucci in die Höhe fahrend aus.

Er las die Worte:

„Signore! Man beabsichtigt, Sie auf eine unwürdige und grausame Weise zu hintergehen. Der Herr von Saint-Esprée, dem Sie Ihr Haus geöffnet haben, ist nicht, wofür er sich ausgibt, er ist nur ein Opernsänger aus Paris, der die Absicht hat, Ihre Tochter Lucia zu entführen. Signor Giustiniani, der mit Schadenfreude sieht, daß man Sie hinters Licht führt, hat ihm eine Trauungserlaubniß verschafft, und es soll an einem der nächsten Abende davon in einer der Kirchen Venedigs Gebrauch gemacht werden. Also sehen Sie sich

vor. Da ich nicht zu verbergen habe, von wem Ihnen diese Warnung kommt, unterzeichne ich mit meinem Namen

Corallina Veronese."

Wenn Signor Paolucci plötzlich von einer Natter gestochen worden wäre, wenn der Blitz vor ihm in die Erde geschlagen hätte, er würde nicht erschrockener, nicht entsetzter in die Höhe gefahren sein als jetzt, nachdem er diese Zeilen gelesen. Seine Hände zitterten, seine Züge wurden bleich, dann überflog sie die dunkle Röthe des heftigsten Zorns.

„Bei San-Marco! Bei allen Heiligen! Das ist stark! Dieser Elende! Mich so zu hintergehen und noch dabei seinen Spott mit mir zu treiben, indem er mich anscheinend zu seinem Vertrauten macht! Es ist unglaublich, es ist beispiellos! Es kann nicht wahr sein! Solche verwegene Unverschämtheit! Aber Corallina selbst schreibt es mir; sie sagt kein Wort davon, daß Aimond ihr Bräutigam sei; sie muß es wissen, sie am besten! Demonio! Demonio! Was beginne ich, diesen französischen Schwindler zu strafen? Ich Thor, der glaubte, solch ein Mensch stelle einer Sängerin nach, wenn er die Tochter eines Nobile berückt hat — ich Thor, ich Thor! Aber ich will mich rächen! Lucia sende ich auf ein Jahr ins Kloster, die Heuchlerin, die

Schlange! Wie gut sie gestern die Scene spielte, die Rolle der Ueberraschten, der theilnehmenden Freundin! Aber dieser Franzose, was thu' ich diesem Franzosen an, um ihm zu zeigen, daß er die geprellten Väter in der Komödie, aber nicht im Hause Gennaro Paoluci's suchen muß — was thu' ich ihm an?"

Der entrüstete kleine Mann lief trippelnd vor Zorn in seinem Gemache auf und ab.

„Was besinne ich mich lange?" fuhr er dann fort. „Ist es nicht ein Verbrechen, ein ganz gemeines Criminalverbrechen, ein Mädchen zu entführen? Und die Tochter eines Nobile obendrein! Man soll ihm den Proceß machen, dem Schurken. Man soll ihn ins Gefängniß werfen! In die Pozzi mit ihm — ich will zum Signore Moriani — Moriani soll seine Sbirren nach ihm senden. Er will hierher kommen, um halb zehn, Lucia abzuholen — o er mag kommen; er soll die Gondel mit den Häschern der Republik an meiner Treppe finden, ganz bereit, ihn in Empfang zu nehmen!"

Paolucci schwang wüthend die silberne Schelle auf seinem Tische, und als Domenico hereineilte, rief er ihm entgegen:

„Schnell meine Perrücke, meinen Degen, meinen Rock — die Gondoliere sollen sich fertig machen; ich

will zum Signor — was geht es Dich an, wohin ich will? Tummle Dich! Und höre, es wird Niemand zur Signora gelassen, Niemand, verstehst Du? Wenn ein Billet für sie kommt, so bringst Du es mir. Sei wachsam, hörst Du, oder ich jage Dich aus dem Dienst."

Achtes Kapitel.

Es war Abend geworden.

Signore Cesare Castruccio's kleines schmales Haus in der Nähe des Campo San-Stefano war hell erleuchtet; der Boden der Wohnstube war mit Grün von der Terra firma bestreut; auf dem Tische in der Mitte stand eine Fülle von Speisen und Erfrischungen, dazwischen eine Anzahl langhalsiger, mit zierlichem Strohgeflecht umgebener Flaschen neben schönen geschliffenen Gläsern von den feinen und künstlichen Formen, für deren Erzeugung Venedig damals noch so berühmt war. Eine bunte, laute, lustige Versammlung saß auf Stühlen, Schemeln und hochrückigen Sesseln, wie es kam, um diesen Tisch oder neben zwei andern kleinern Tischen, die zur Ergänzung des Platzes dienten, der an dem

großen zu mangeln begonnen. Signor Cesare's Brüder waren da und seine Schwäger und Schwägerinnen, es waren Sänger und Sängerinnen und Mitglieder der Kapelle des San-Luca-Theaters da, und dann Veronese und sodann Corallina und ihre Schwester Camilla. Cesare Castruccio war kein Mann, der geizte, wenn es einmal ein Familienfest zu feiern galt; er hatte eingeladen, wer ihm in den Wurf gekommen — er hatte ja um die Bewirthung heute keine Sorgen!

Alles war in heiterster Laune; es schwatzte und plauderte und stritt und gesticulirte und trank dabei den süßen und feurigen Wein, den der Wirth heute so verschwenderisch zum Besten gab. Nur ein Wesen war auffallend schweigsam in dieser lustigen Gesellschaft, und dies Wesen war Corallina. Nicht daß sie von irgend einem Kummer oder einer Sorge bedrängt schien, es lag im Gegentheil ein Ausdruck von innerem Glück auf ihren Zügen; ihre dunklen Augen leuchteten in eigenthümlichem Glanze, wenn sie dieselben von Zeit zu Zeit auf Castruccio richtete und sich beider Blicke begegneten; aber sie war still inmitten der Lust, sie ging auf kein Gespräch ein, sie gab zerstreute Antworten, wenn man das Wort an sie richtete, und sie hielt sich zurückgezogen in der Ecke an dem kleinen Tische unter dem Fenster.

Castruccio hatte, als er sie heute Nachmittag vor der heiligen Taufhandlung hinaufgeführt zu der Wöchnerin, welche im zweiten Stock des Hauses lag, auf der dunklen Treppe einige rasche Worte zu ihr geflüstert, ein heftiges, eiliges Hin- und Herreden zwischen ihr und Castruccio war gefolgt, und von diesem Augenblicke an war das Wesen der schönen Sängerin wie verwandelt gewesen; sie sah zehnfach schöner aus seit diesem Augenblick, als sie je in ihren stolzesten Königinnen-Gewändern auf der Bühne gethan.

Und noch ein Gast war da, mit dem Castruccio heute geredet, um eine merkwürdige Veränderung in ihm hervorzubringen. Dies war Signore Paolucci. Er war eben gekommen, nachdem er ein heftiges Zwiegespräch mit seiner Tochter gehabt. Lucia war über den Ausbruch seines Zorns so erschrocken gewesen, daß sie anfangs keine Worte gefunden, etwas zu erwidern; dann aber hatte sie unter Thränen und Anrufung aller Heiligen des Himmels ihre Vertheidigung so nachdrücklich geführt, daß Paolucci nach und nach irre an der ganzen Sache geworden. Unter dem Strome von Worten und Ausrufungen und Betheuerungen, mit denen ihn die echt italienische Zungenfertigkeit Lucia's überflutet, war ihm der Gedanke gekommen, Castruccio herbescheiden zu lassen. Er wollte mit

Castruccio über die Sache reden, er wollte von ihm vernehmen, was Aimond ihm gesagt, was er von der Sache halte. Er sandte zu Castruccio und erhielt die Nachricht, Castruccio könne unmöglich noch heute zu ihm kommen, da er ein Familienfest feiere. Verdrossen darüber, entschloß er sich in seiner Unruhe endlich, sich selbst auf den Weg zu Castruccio zu machen. Dieser fühlte sich im hohen Grade geschmeichelt, als ihm die Ankunft des vornehmen Signors — wie er glaubte, als uneingeladener Gast zu seinem Feste — gemeldet wurde; er eilte hinaus, ihn zu empfangen, ihn ins Haus zu führen, aber Paolucci hörte sehr schweigsam seine Bewillkommnungsrede an, trat, indem er Castruccio am Aermel faßte, mit ihm in den dunklen hintern Theil des Hausgangs und sagte:

„Castruccio, ich komme nicht um Deines Festes willen; mir liegt eine Sorge am Herzen, die mich herführt. Sprich, was hat dieser französische Herr, dem ich Dich empfahl, Dir gesagt, und was ist Deine Ueberzeugung von seiner Absicht? Sei ehrlich und wahr gegen mich, Castruccio —"

„Signor", versetzte Castruccio betroffen, „war ich jemals etwas Anderes als ehrlich und wahr gegen Sie? Gegen Sie, meinen alten Patron, meinen Wohlthäter, meinen —"

„Laß gut sein, Castruccio, und gib mir Antwort auf meine Frage.“

„In welcher Sorge könnten Sie sein wegen dieses Signor Francese? Er will nichts thun, was unrecht ist, weder gegen Sie, noch gegen seine Braut, noch auch gegen Giustiniani; denn daß ein Mann seine Braut heirathet —“

„Seine Braut? Und glaubst Du in der That, daß es bei dieser ganzen heimlichen Trauung sich um seine Braut, um die Corallina handelt?“

„Und um wen sonst sollte es sich handeln? Es ist Alles vorbereitet, Alles in bester Ordnung. Um zehn Uhr ist die Trauung — in Santa-Maria. Die Corallina ist drinnen bei den Gästen; um halb zehn wird sie unter dem Vorwande, nach oben zu gehen, um von der Wöchnerin Abschied zu nehmen, das Zimmer verlassen; ich werde ihr folgen, aber, statt nach oben, sie rasch in die Gondel und nach Santa-Maria bringen.“

„In der That?“ fragte Paolucci, und eine Centnerlast fiel ihm vom Herzen. „Aber so erkläre mir“, fuhr er fort, „weshalb schreibt mir die Corallina —“

„Ich kann weiter nichts erklären“, fiel ihm Castruccio in die Rede, „aber die Signora wird es können. Treten

Sie doch ein, sprechen Sie sie selbst, Signor Paolucci; und dann kehren Sie nicht über meine Schwelle zurück an diesem Tage, ohne mein kleines bescheidenes Fest durch Ihr Bleiben glänzend und denkwürdig für immer gemacht zu haben. Ich bitte, Signor, treten Sie ein!"

Signor Paolucci war viel zu begierig, die Sängerin zu sprechen, als daß er des Hausherrn Einladung hätte ausschlagen wollen; er trat ein, er mischte sich unter die Gäste, er ließ sich der Primadonna vorstellen, er saß bald auch an dem kleinen Tische, an dem Corallina Platz genommen, und keine Viertelstunde war vergangen, bis Signore Paolucci Gelegenheit gefunden, mit der schönen Sängerin einige leise geflüsterte Reden zu wechseln, deren Ergebniß die völlige Beruhigung seiner Sorgen war. Corallina erklärte ihm ihren Brief und wie unrecht sie gethan, ihm zu schreiben, und wie thöricht sie an Aimond's Treue gezweifelt und wie erregt und voll Spannung und wie beklommen, aber auch wie glücklich sie sei; wie Castruccio ihr Zuversicht gegeben, daß Alles ohne Störung und Hemmniß verlaufen werde, und wie sie sich freue, aus der Gewalt ihres Tyrannen und ihres Vaters, der ganz für dessen Interesse gewonnen sei, zu entkommen und die Freiheit ihrem Geliebten verdanken zu sollen — kurz, Corallina, die den Abend hindurch so schweigsam gewesen, hatte

Paolucci gegenüber ihre ganze Beredtsamkeit wiedergefunden und plauderte flüsternd sich in eine Erregung hinein, die ihr rosig angeglühtes Gesicht strahlen ließ.

Auch Paolucci's Gesicht strahlte jetzt bei allem dem; es strahlte bald auch von der Wirkung des trefflichen Weins, den Castruccio ihm eingoß, und in dieser Erregung bemerkte weder er noch Corallina, daß Signor Veronese, ein langer, magerer Mann mit einem grüngelben, blassen Gesichte, sie eine Weile aus seinen schmalen, tiefliegenden Augen scharf beobachtete und dann plötzlich hinter einer Gruppe von Gästen aus dem Gemache verschwunden war.

Sie ahnten nicht, welche Ueberraschung dies Verschwinden Veronese's ihnen bald bereiten sollte.

Eine Viertelstunde war vergangen, als plötzlich eine Bewegung unten im Raum um einen neueingetretenen Gast entstand. Corallina blickte auf und sah zu ihrem unsaglichen Erschrecken über die Häupter dieser sich tief verbeugenden Männer weg das häßliche Gesicht Giustiniani's sie anblicken.

Auch Paolucci wechselte in diesem Augenblicke die Farbe. „Giustiniani!“ rief er aus.

„Um der Mutter Gottes willen, wozu kommt der? Sind wir verrathen?“ flüsterte Corallina.

Aber bevor Paolucci hätte antworten können, trat

Giustiniani lächelnd und mit verbindlichem Wesen auf Paolucci zu.

„Ich vernahm, welche ausgezeichnete Versammlung sich an Castruccio's Fest eingefunden hat", sagte er. „Seid mir gegrüßt, Signor Paolucci! Wenn Ihr und unsere Corallina hier meine Gesellschaft nicht störend findet, so bitte ich um Erlaubniß, Euer Tischgenosse in diesem trauten Eckchen sein zu dürfen, wo Ihr die allgemeine Lust und Heiterkeit überschaut. Darf ich, Signor Paolucci?"

Paolucci hatte sich erhoben; er versicherte in den gewähltesten Ausdrücken, wie glücklich ihn das Erscheinen des verehrten Signore mache, und der Hausherr hatte unterdeß einen Sessel für den erlauchten Patron herbeigeschoben. Castruccio schien aufgelöst in Entzücken über die Ehre, welche seinem Hause, seiner cara moglie, seinem bambino und seiner Gesellschaft widerfahre; Corallina sah, daß ihm der helle Angstschweiß auf der Stirn perlte, und ihr eigenes Erschrecken wuchs durch dieses Zeichen des seinen nur noch ums Zehnfache. Den verstohlenen Blick, den ihr Castruccio zuwarf, verstand sie nicht; war er beruhigend oder war er nichts als ein stummer Angstblick? Sie wußte es nicht; sie saß bleich und regungslos und sah stumm und zerstreut, wie Castruccio sich um seinen zuletzt gekommenen

Gast mühte, wie er die besten Erfrischungen brachte und ein großes Flügelglas vor Giustiniani hinstellte, das er mit einem goldenen, funkelnden Naß füllte. Die beiden Nobile stießen an und tranken; Castruccio füllte wieder, der Wein mußte beiden munden, Paolucci vorab, der einen hastigen schlauen Blick Castruccio's und eine Bewegung von dessen Hand zum Munde aufgefangen und, wie es schien, besser verstanden hatte als Corallina seine Augensprache. Paolucci trank und rühmte den Wein und brachte die Rede auf das Luca-Theater und pries Giustiniani's Erfolge und brachte es dahin, daß der stolze und geschmeichelte Nobile, in froher Laune, wie es schien, ohnehin, ebenfalls dem Weine tüchtig zusprach, während Castruccio fast nicht von seinem Stuhle wich, die Gläser zu füllen.

Nach einer Weile sprang Giustiniani auf.

„Aber wo ist Veronese geblieben?" rief er aus. „Dort unten sah ich ihn; er soll anstoßen mit mir auf das Wohl des Täuflings. Hierher, Veronese!"

Dabei nahm er das Glas, und bevor noch Veronese dem Rufe Gehör gegeben, war Giustiniani zu ihm ans Ende des großen Tisches gegangen, wo er ihm zuflüsterte:

„Du bist ein Narr, Veronese, mit Deinem Argwohn!"

„Aber vorhin dies Geflüster Corallina's mit Paolucci, in dessen Hause Aimond halbe Tage zubringt, was hatte es zu bedeuten?“ fiel Veronese in demselben leisen Tone ein.

„Laß sie zusammen flüstern — ich weiß besser, was im Werke ist — denn im Werke ist etwas — ich sah es Castruccio an der Nasenspitze an — er hat den Paolucci bereits halb trunken gemacht und drängt immer noch weiter zum Trinken. Ich will nicht Giustiniani heißen, wenn es nicht darauf abgesehen ist, ihm einen Streich zu spielen. Du sollst es sehen, Veronese, sollst es sehen — man hat ihn hierher gelockt, während sein Töchterchen — nun, ha, ha, ha, Du wirst es sehen, Veronese!“

Er wandte sich rasch seinem Platze wieder zu und begann aufs neue mit Paolucci zu plaudern.

So verging eine halbe, eine ganze Stunde; das eifrige Zwiegespräch der beiden Herren begann an Worten immer reicher und an Logik schwächer zu werden; es ging in ein buntes Durcheinanderreden über, als es auf der goldenen Glocke am Sanct-Marcusplatz zu schlagen begann; die Riesen neben ihr ließen neunmal ihre Hämmer darauf fallen und die andern Thurmuhren der Stadt hallten die Schläge in solcher Folge nach, daß etwas von diesem Geräusch selbst in

den Lärm, das Lachen und den lauten Stimmenwechsel in Castruccio's kleinem Hause drang. Giustiniani zog seine Uhr hervor und wollte sich erheben, um zu scheiden; wenn es Corallina gefällig sei, werde er sie heimgeleiten und in seiner Gondel mitnehmen, sagte er. Paolucci protestirte aufs heftigste dagegen, Giustiniani mußte sich halten lassen und noch einmal das große Flügelglas leeren, wonach er ziemlich schwer in seinen Sessel zurücksank und den Gedanken an die Heimkehr fürs erste aufgegeben zu haben schien. Es mochte eine Viertelstunde vergehen, ehe er unter den Gedanken, die in seinem Kopfe in wirrem Schwindel zu kreisen begonnen, den an seine Heimkehr wieder erfaßt zu haben und nun festzuhalten schien.

„Jetzt aber kommt, Paolucci, alter Knabe", rief er lachend aus. „Oder wenn Ihr nicht kommen wollt, so bleibt ins Teufels Namen, solange Ihr mögt — ich aber gehe! Veronese, Corallina, kommt!"

„Laßt uns die Ehre Eurer Gegenwart nur noch so lange, bis Signora Corallina nach meiner Frau gesehen und ihrem kleinen Pathen gute Nacht gesagt", fiel Castruccio ein.

Signora Corallina sprang hastig auf.

„Erlaubt, daß ich Euch führe", rief Castruccio zu ihr gewendet aus und eilte ihr zuvor zu dem Gemache hinaus.

Paolucci zog Giustiniani wieder auf den Sessel nieder. Dieser fiel schwer zurück.

„Ich habe nie gewußt, daß Ihr ein solcher Weinschlauch seid, Paolucci", sagte er. „Schämt Euch, schämt Euch! Ihr trinkt wie ein Deutscher; aber Castruccio's Wein ist gut — sehr gut — Veronese, es war ein guter Einfall von Dir — aber wo ist Veronese? Wo ist dieser Birbone von einem betrunkenen Sänger? Unter dem Tisch, wahrhaftig, er hat sich unter den Tisch getrunken. Bestia! Ruffiano!"

Giustiniani mußte nicht ganz klar mehr sehen. Veronese hatte sich keineswegs unter den Tisch getrunken, er lag auf demselben, hinten im Zimmer, die Arme vor sich ausgestreckt, das Haupt darauf gelegt, und dabei murmelte er Flüche und Betheuerungen durcheinander, Castruccio habe ihn vergiftet, Castruccio habe ihm einen Schlaftrunk gegeben, Castruccio wolle ihn durch Opium, das er in den Wein gegossen, tödten.

Giustiniani horchte auf.

„Wo ist Castruccio?" rief er heftig aus.

„Hier, gnädiger Herr", antwortete Castruccio, der eben wieder hereingeschlüpft war, „hier, gnädiger Herr! Hört nicht auf seine Reden, er ist vollständig ohne Verstand —"

„Ohne Verstand — ohne Verstand — ich fürchte, es

ist der ganzen Bande nicht viel davon geblieben", lallte Giustiniani. „Ich will fort — fort, Castruccio, ruf' Corallina herbei — in meine Gondel mit ihr — geh, braver Castruccio, bestiehl die Theaterkasse nicht, um Deine Weinrechnung zu bezahlen; geh und hole Corallina; in die Gondel mit ihr, sag' ich — solange dieser Franzose in Venedig ist — aber da ist ja Paolucci — mein würdiger Freund Paolucci — setz' Dich und trink'; Du kannst lustig trinken; man bedarf Deiner daheim nicht; trink', trink' bis an den Morgen! Für Kopfweh für Dich ist ohnehin gesorgt — ha ha ha!"

„Für Kopfweh für mich? Ich denke, das Kopfweh wirst Du haben, alter Bösewicht, und ganz Venedig wird Dich auslachen mit Deinem Kopfweh!" rief Paolucci, in welchem der Wein plötzlich den alten Haß gegen Giustiniani aufkochen ließ.

„Alter Shylock", fuhr Giustiniani, sich die Hände reibend, fort, „wie Du rufen wirst: Meine Tochter, meine Dukaten!"

„Meine Tochter? Was geht Dich meine Tochter an? Meine Tochter ist in Santa-Maria und — und hilft Dir eine Nase drehen, Giustiniani!"

Paolucci's Zorn war plötzlich in eine unbändige Heiterkeit übergegangen; er fiel vor Lachen in seinen Stuhl zurück.

„O, es ist kostbar, es ist unbezahlbar, es ist wundervoll — dieser dürre lange Stockfisch von einem Giustiniani, der von meiner Tochter schwatzt, statt an seine —“

Paolucci, der diese Worte halb vor Lachen erstickt hervorstieß, erhielt hier plötzlich einen Rippenstoß von Castruccio, der, neben ihm stehend, ihm zuflüsterte:

„Um Eures Heilands willen, Herr —“

Giustiniani aber hatte plötzlich die Farbe gewechselt. Seine Trunkenheit schien gewichen.

„In Santa-Maria — mir eine Nase drehen?“ sagte er leise und schrie dann: „Corallina, wo ist Corallina? Redet dieser besoffene Weinschlauch die Wahrheit? Dann stehe Gott ihr bei! Corallina!“

„Sie ist oben, Herr, sie ist oben!“ rief begütigend Castruccio aus, indem er sich vor Giustiniani stellte.

Dieser wollte davonstürzen und Castruccio beiseite schleudern.

Aber Castruccio hatte ihn am Arme erfaßt.

„Ich schwöre es Euch, Herr, Corallina ist oben; sie kommt, sie wird im Augenblick da sein. Ich will —“

„Fort mit Dir, Du bist ein Schurke, Castruccio“, rief Giustiniani, ihn zurückschleudernd, und damit eilte er weiter, in den schmalen Hausflur, zum

Hause hinaus, auf die Stufen, an denen seine Gondel lag.

„He, Pietro, fass' Deine Ruder!"

„Ja, Herr", antwortete Pietro aus der Gondel „nehmt meine Hand!"

Giustiniani war bereits in die Gondel gesprungen.

„Fort, fort, nach Santa-Maria della Salute! Habt Ihr eine Donna vorher abfahren sehen?"

„Es sind mehrere Gondeln abgestoßen mit heimkehrenden Gästen!"

„Habt Ihr die Corallina erkannt?"

Der Gondolier hatte Niemand erkannt; es war zu dunkel und die Damen trugen, wenn sie heimfuhren, Halbmasken gegen die Nachtluft.

Giustiniani begann sich zu beruhigen, sowie die Nachtluft sein glühendes Haupt kühlte. „Ich hätte eigentlich erst untersuchen können, ob Corallina nicht wirklich noch oben in Castruccio's Hause bei der Wöchnerin war", sagte er sich. „Dieser betrunkene Paolucci hat mir, denk' ich, einen unnützen Schrecken eingejagt; ich werde lachen, wenn man morgen in Venedig sich erzählt — aber ist dies nicht Paolucci's Haus?" fuhr er fort, als die Gondel aus der schmalen Riga, an der Castruccio's Haus lag, in den Canal grande einbog. „Da könnt' ich ja gleich sehen, ob ich umsonst in

Harnisch gerathen oder nicht, ob seine Lucia ruhig daheim ist oder mit dem verwünschten Franzosen in der Kirche. He, Pietro, halte rechts, lege am Hause Paolucci's an, ich will hinein."

Pietro lenkte die Gondel rechts ab und hielt bald an den Stufen zu Paolucci's Hause.

Giustiniani sprang hinaus und ging die Stufen hinauf. Aus dem Schatten der Portalsäulen traten ihm zwei Männer entgegen.

„Wohin?" sagte der eine lakonisch.

„Wohin?" gab Giustiniani, der ihn in der Dunkelheit für einen Diener nahm, zur Antwort. „Zur Signorina, zu Signora Lucia; ich will sehen, ob —"

„Sie werden die Signorina nicht sehen, aber Sie werden uns folgen", antwortete der Mann. „Kommen Sie —"

Dabei klatschte er zweimal mit den Händen und im Augenblick schoß aus dem nächsten Schattendunkel eine große Gondel heran, die, Giustiniani's Fahrzeug beiseite drängend, sich quer vor die Stufen der Treppe legte.

„Kommt hinein", sagte der Mann neben Giustiniani, ihn am Arme fassend.

„Da hinein? Wer befiehlt mir das? Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?"

„Wir sind von der Arsenalottenwache, Signor, und haben Befehl, Euch zu verhaften."

„Mich — zu verhaften?"

„Vom Signor Moriani — im Namen des Raths der Zehn!"

„Bei San Marco, Ihr lügt! Wißt Ihr, wer ich bin?"

„Nein; es ist nicht von Interesse für uns. Kommt!"

„Mich, mich, den Nobile Giustiniani wollt Ihr verhaften?"

„Kommt, Herr, damit wir Euch nicht zu fesseln brauchen", sagte ruhig der Arsenalotte.

„Demonio!" rief Giustiniani aus. „Dies ist mehr als ich begreifen kann. Gott steh' mir bei! Ihr bringt mich nicht in die Pozzi?"

„Wir bringen Euch, wohin wir Befehl haben", erwiderte der lakonische Mann, der jetzt schon sammt seinem Genossen Giustiniani in die Gondel geführt hatte und ihn dort auf die Bank niederzog.

„Schweigt, Herr", sagte er hier, sich neben ihm niederlassend, während die zwei Gondoliere ihre Ruder eintauchten und das Fahrzeug rasch in das Dunkel der Nacht schnellten, die über dem stummen Kanale lag.

Genau um dieselbe Zeit wurde stürmisch in der

Stella d'oro die Thür zu Aimond's Zimmer aufgerissen und herein stürzte, Entsetzen in allen Zügen, Signor Castruccio.

„Um unseres Heilands willen, sputen Sie sich, eilen Sie, eilen Sie, Signor Aimond", rief er aus und sank zitternd vor Aufregung in den nächsten Stuhl. „Dieser Giustiniani, dieser eingefleischte Teufel ist schon auf dem Wege nach Santa-Maria. Er wird uns alle erdrosseln. Eilen Sie, nehmen Sie wenigstens die Corallina vor ihm in Schutz, daß er sie nicht ermordet!"

Aimond, der eben seine Toilette für die Ceremonie in der Kirche beendet hatte und im Begriffe gewesen war, zu gehen, zunächst zum Hause Paolucci's, um Signora Lucia abzuholen, verlangte bestürzt von dem erschrockenen Menschen Aufklärungen; aber Castruccio gab nur verworrene Ausrufungen zur Antwort, aus denen Aimond entnahm, daß Corallina entschlüpft und allein zur Kirche gefahren, daß aber auch Alles entdeckt, Alles vereitelt sei, daß er nichts thun könne, als nur in größter Hast nach der Kirche zu eilen, um Corallina vor der Wuth Giustiniani's in Schutz zu nehmen.

„So kommen Sie doch, kommen Sie!" rief Aimond, über seine Schwelle eilend, aus.

„Ich? Ich soll Sie begleiten? Ich soll mich von

Giustiniani in der Kirche betreffen lassen? Lieber in die Hölle!"

Aimond verlor die Zeit nicht mit Aufforderungen an Castruccio, ihm zu folgen. Er stürzte die Treppe des Hotels hinunter, draußen an den Landungsplatz, sprang in die bereitliegende Gondel und rief:

„Eine Zechine für jeden, wenn wir in zwei Minuten in Santa-Maria sind!"

„Euer Wort darauf, Signore!" antwortete einer der Gondoliere, und das leichte Fahrzeug flog bald wie ein Pfeil über das still schlummernde Gewässer hin.

Die zwei Minuten waren noch nicht verflossen, als die Gondel an den Quai vor der Kirche anstieß.

Man sah dämmerndes Licht aus den Fenstern der Kirche schimmern; ein gelber schmaler Lichtstreif zeigte an, daß der eine Flügel der Portalthür nur angelehnt stand.

Aimond eilte über den Quai, über die Portalstufen — er trat ins Innere des hohen, imposanten Raums.

Dieser war erleuchtet durch eine kleine Anzahl von Kerzen, welche auf dem Hochaltare entzündet waren. Das Licht drang nur sehr geschwächt bis in den vordern Raum der Kirche.

Aimond's Blick traf hier auf eine Gruppe von drei Personen, zwei Männer und eine Dame, die eine Halbmaske und einen Schleier trug.

„Ah, Monsieur Aimond!" flüsterte einer der Männer, ihm entgegentretend. „Wie gut, daß Sie früher kommen, als es verabredet war!"

Es war die Stimme Rousseau's.

Aimond eilte an ihm vorüber auf die Dame zu.

Sie flog ihm entgegen, sie warf sich an seine Brust und umschlang ihn krampfhaft zitternd mit ihren Armen.

„O rette, schütze mich!" flüsterte sie. „Ich bin in Todesangst, daß er mich verfolgt!"

„Corallina! Meine Braut, mein Weib", sagte Aimond sie stürmisch an sich pressend, „fürchte nichts, Du bist in meinem Schutz und wirst es von nun an immer sein!"

„Aber eilen wir", drängte Rousseau; „Corallina glaubt, daß Giustiniani sie verfolgt, daß er Alles zu nichte machen wird."

Aimond zog den Arm Corallina's in den seinen und schritt mit ihr dem Altare zu.

Der zweite Herr — es war der Consul Le Blond, eilte ihnen vorauf und verschwand in der Thür der Sakristei.

Gleich darauf kehrte er mit dem Priester daraus zurück; ein Chorknabe mit einem Buche und einem Lichte folgte ihnen.

Das Brautpaar trat an die Stufen des Altars. Der Priester warf einen prüfenden Blick auf Aimond, als ob er sich von der Identität der Person überzeugen wolle, dann winkte er dem Paare und begann die Trauung.

Sie wurde ohne Störung vollzogen. Ohne Störung trug alsdann in der Sakristei das Paar seinen Namen in ein Register ein; Rousseau und Le Blond als Zeugen unterschrieben.

Man hatte Giustiniani nicht mehr zu fürchten Seine Macht über Corallina war gebrochen. Man wollte sich in seinen Palast, in Corallina's Wohnung begeben; man wollte ihm ankündigen, was geschehen, und ihn auffordern, Corallina ungestört am folgenden Tage mit ihrem Gatten abreisen zu lassen.

Eben schritt man die Kirche hinab, der Portalthür zu, als diese sich öffnete und eine Männergestalt über die Schwelle trat.

„Da ist er!" flüsterte Corallina, erschrocken sich an Aimond schmiegend.

„Nicht er", rief dieser aus, „das ist Paolucci!"

Paolucci war es in der That; er kam sehr unsichern Schritts heran, er focht mit den Händen in der Luft, er lachte laut.

„Still, still", sagte Aimond ihm entgegentretend „Was ist geschehen?"

„Das Vortrefflichste, das Glücklichste, das Komischste, was geschehen konnte; Giustiniani ist verhaftet, er ist in Sicherheit gebracht, und wir sind sicher vor ihm!"

„Verhaftet? Giustiniani?" fragten alle wie aus einem Munde.

„Ich komme von meinem Hause", stieß Paolucci, der vor Lachen kaum sprechen konnte, heraus, „da sagte man mir, daß die Staatsgondel mit den Arsenalotten da gewesen, daß sie Giustiniani, der ins Haus dringen wollte, aufgefangen und fortgeführt. Ich hatte sie für Euch bestellt, Signor Aimond, heute, als ich Euch noch für einen Verräther hielt, und nun fängt sie Giustiniani ein — es ist vortrefflich — er wird Euch während der nächsten Stunden nichts anhaben!"

„So ist die Nacht unser", rief Rousseau aus. „Aimond, benutzen Sie sie zur Abreise! Ich gehe, Ihren Paß bereit zu machen, Ihre Frau darin einzutragen; begeben Sie sich in den Palast Giustiniani, Le Blond wird Sie begleiten und dort Corallina's Sachen reclamiren, wenn man ihr Schwierigkeiten machen sollte. Er wird sie verlangen im Namen Frankreichs, dessen Unterthanin Corallina jetzt ist.

Eilen Sie, und wenn Sie zur Reise gerüstet sind, kommen Sie zu mir, Ihren Paß zu holen, ich werde die ganze Nacht hindurch auf der Gesandtschaft Ihrer harren!"

Man gehorchte den Weisungen Rousseau's; die Gondeln wurden bestiegen und fuhren nach verschiedenen Seiten ab; nach dem Hause Paolucci's, wo dieser ruhig seinen Rausch ausschlafen konnte, nach dem Palaste Giustiniani's, wo man Alles durch einen Gondolier Giustiniani's, der die Nachricht, daß dieser verhaftet sei, gebracht, in Schreck und Bestürzung versetzt fand und wo sich Niemand der Abreise Corallina's widersetzte, da auch weder Veronese noch Camilla heimkam. Veronese lag in Rausch und Schlaf begraben in Castruccio's Hause und Camilla hatte ihn in diesem Zustande nicht verlassen wollen.

So konnte man schon um Mitternacht die nöthigen Papiere auf der Gesandtschaft entgegennehmen. Rousseau begleitete das neuvermählte Paar mit seinen besten Wünschen. Dieses landete eine Stunde später wohlbehalten und allen Gefahren entrückt zu Mestre, auf festem Land und Boden.

Giustiniani aber betrat erst am andern Morgen, nachdem man ihm viele Entschuldigungen gemacht, daß seine Verhaftung ein Mißverständniß gewesen, seinen

Palast wieder. Daß er Corallina nicht mehr darin fand, überraschte ihn nicht. Er hatte es sich denken können. Aber als kluger Mann nahm er schweigend den Streich, den man ihm gespielt, hin; er jagte nicht einmal Castruccio aus seinem Dienste fort, aber er jagte, als die Stagione zu Ende, seine ganze Truppe fort.

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.
Papier von Julius Lange in Jeßnitz bei Dessau.